

AUS DEM INHALT:

- „Was euch gesagt ist ins Ohr,
das predigt auf den Dächern“
 - Öffentlichkeitsarbeit für die Kirche
 - Wie erreicht man die Medien?
- Zur Diskussion
- Aus der Pfarrvertretung

Was denn müsste
öffentlicher sein
als das Evangelium,
das Christus
aller Kreatur zu
predigen befahl?

Philipp Melanchthon



Liebe Leserin, lieber Leser!

Einer von diesen unendlich vielen möglichen Auftritten von Kirche in der Öffentlichkeit: Ein Mannschaftstransportwagen wird an die Freiwillige Feuerwehr übergeben. Die Beteiligung beider Kirchen ist erwünscht. Es werden biblische Worte laut gelesen, es wird gemeinsam gebetet und es werden das Fahrzeug und die Menschen, die mit dem Fahrzeug ihren Dienst tun, vor aller Augen gesegnet. Die Menschen hören und sehen genau hin: Was machen die beiden Kirchenvertreter genau? Was haben die beiden zu sagen? Berührt es? Trifft es die Situation?

Um Kirche, die mit Öffentlichkeit zu tun hat, geht es in diesem Heft. Um Öffentlichkeit im umfassenden Sinn: Bereits ein gut aufgemachter Gemeindebrief und besonders ein gelungener Internetauftritt erreichen weit mehr Personen als nur die Kerngemeinde. Die Präsenz in der lokalen Presse ist nicht zu unterschätzen und verlangt Aufmerksamkeit. Der Umgang mit Pressevertretern will gelernt sein, genauso wie das Verfassen eigener Meldungen und Berichte. Und das persönliche Auftreten im Dorf und in der Stadt ist auch eine Art „Öffentlichkeitsarbeit“.

Kirche in der Öffentlichkeit – ein weites Feld, dem wir hier kaum gerecht werden können. Dennoch: Der Beitrag des Zentrums für Kommunikation (ZfK) gibt sicher die ein oder andere Anregung für Sie als in der Öffentlichkeit Arbeitende.

Es freut uns, dass Beiträge immer wieder zur Diskussion anregen. So finden Sie diesmal Entgegnungen zu den Themen Islam, Jahr der Taufe sowie (nochmals) zur Rente mit 67.

Auch wenn die Reisezeit sich dem Ende zuneigt – für ein gutes theologisches Buch ist es nie zu spät! Sie finden in dieser Ausgabe eine wertvolle Anregung unter ‚Rezensionen‘. Auch legen wir Ihnen die neuesten Informationen aus der Pfarrvertretung wie auch den Bericht der rumänischen Stipendiatin des Fördervereins ans Herz.

Mit guten Wünschen für ein segensreiches Wirken in der Öffentlichkeit grüße ich Sie herzlich für das Tandem in der Schriftleitung

Ihre



Hinweis auf die übernächste Ausgabe

Die übernächste Ausgabe 11/12 dokumentiert den 119. Tag der Badischen Pfarrerinnen und Pfarrer in Straßburg. Rezensionen und andere Beiträge senden Sie bitte bis zum

17. Oktober 2011

an die Schriftleitung.

Die kommende Ausgabe 10 zum Schwerpunkt Ehrenamt befindet sich bereits in Vorbereitung.

Öffentlichkeitsarbeit wird immer komplexer. Wenn Kirche nicht aus dem Blick der Öffentlichkeit schwinden will, muss sie sich in der Öffentlichkeitsarbeit mit neuen Ideen engagieren. Marc Witzenbacher, Leiter des Zentrums für Kommunikation der Landeskirche in Karlsruhe, stellt die aktuellen Herausforderungen einer kirchlichen Öffentlichkeitsarbeit dar, gibt zahlreiche Anregungen und Tipps für die Öffentlichkeitsarbeit, den Umgang mit Medien und wie man diese erreicht und verweist auf das Zentrum für Kommunikation als Ansprechpartner für Gemeinden.

„Was euch gesagt ist ins Ohr, das predigt auf den Dächern“ (Mt 10,27)

Öffentlichkeitsarbeit für die Kirche

Unsere Medienlandschaft verändert sich. Die Kirchen haben dies bereits im Jahr 1997 in ihrem „Gemeinsamen Text“ (Nr. 10) „Chancen und Risiken der Mediengesellschaft“ beschrieben: „Die öffentlich zugängliche Information und Kommunikation hat innerhalb der letzten Dekade explosionsartig zugenommen und wächst weiter in hohem Tempo. Besonders auffällig wird dies an der um den Faktor zehn bis zwanzig vermehrten Anzahl von Radio- und Fernsehprogrammen. Erhebliches Wachstum gab es aber auch bei anderen Medien, vor allem bei der Zahl der Publikumszeitschriften, bei Videos und Tonträgern, beim Nachrichtenangebot über Agenturen und Dienste, beim Informationsangebot über das Internet, Datenbanken, Mailboxen und Online-Dienste, bei

Computer-Software und -spielen.“ Über zehn Jahre später kann man diese Beschreibung mehr als bestätigen. Die „explosionsartige“ Zunahme hat sich weiter beschleunigt.

Zugangswege zu Information ändern sich

Die Basis für einen gemeinsamen Informationsstand der Menschen hat allerdings abgenommen. Es gibt kaum noch gemeinsame mediale Bezugspunkte. Könnte der Benutzer des öffentlichen Nahverkehrs vor einem Jahrzehnt noch damit rechnen, dass er auf dem Weg zur Arbeit mit dem Nachbarn, falls beide wollten, leicht über die Fernsehsendung des Vorabends ins Gespräch kommen konnte, wird er heute schon weit über sein Fahrziel hinausgefahren sein, bevor er im ganzen Waggon einen Passagier entdeckt hat, der dieselbe Sendung wie er gesehen hat. Viele Agenturen und Medien wollen heute zugleich bedient sein, wenn man eine Nachricht wirklich unter die Leute bringen will. Und zugleich gewinnt man den Eindruck, dass die Plätze für klassische Informationen und für Nachrichten immer knapper werden. Wer nicht nur ein speziell interessiertes Publikum erreichen will, hat immer weniger Raum zur Verfügung. Denn der Kampf um Aufmerksamkeit bedient sich des Mittels der Unterhaltung. Auch Nachrichten werden dann am ehesten untergebracht, wenn man sie in einen unterhaltsamen Kontext rückt: Der Bischof neben dem Busen. Infotainment oder Politainment heißen die Stichworte.

Nachrichtenvermittlung ist komplexer geworden

Die Arbeit der Nachrichtenvermittlung ist damit spannend und schwer zugleich. Meist sind Personen die Nachricht. Öffentlichkeitsarbeit hat daher immer stärker die Aufgabe, Personen zu vermitteln. Die Inhalte kommen in zweiter Linie. Die reine Information reicht nicht mehr. Weil die Medien Informationen nahezu nur noch unterhaltsam anbieten, entsteht ein Wettbewerb um die beste Verpackung für eine Nachricht.

Die Frage nach der Macht der Bilder spielt auch häufig in die Berichterstattung über Glaube und Religion und in den Vergleich der Kirchen hinein. Das Interesse nach bunten Bildern und einer gelungenen Verpackung steckt beispielsweise hinter dem gut gemeinten Rat mancher Fernsehredakteure, dass der schwarze Talar und der wortlastige Gottesdienst der Evangelischen nicht wirklich fernsehtauglich seien. Im Mittelpunkt – das ist zunächst feststellen, nicht zu bewerten – steht der Wunsch, dass Information so verpackt wird, dass der Fernsehzuschauer nicht weg zappt, der Radiohörer nicht umschaltet und der Zeitungsleser weiter liest. Wie soll dabei Aufklärung über komplexe Sachverhalte, Verständnis für konkrete Vorschläge, Einsicht in unabdingbare Notwendigkeiten entstehen? Unterschiedliche Zielgruppen nehmen Nachrichten und Botschaften unterschiedlichen wahr. Was ich an den Mann oder die Frau bringen möchte, muss ich demnach unterschiedlich aufbereiten und in verschiedenen Kanälen streuen. Zudem wollen immer mehr Menschen

Nachrichten kommentieren, selbst am Informationsfluss teilnehmen. Zunehmend wichtiger werden dabei die digitalen Wege, insbesondere das Web 2.0. Unter dem Stichwort „social media“ sind Kanäle wie Twitter, Facebook oder Blogs zu verstehen, in denen die Interaktion eine große Rolle spielt. Auch in diesem Bereich sollte kirchliches Engagement nicht fehlen. Erste landeskirchliche Schritte wie das Twittagsgebet (www.twittagsgebet.de) oder der Auftritt in Facebook (www.eki-ba.de/facebook) sind in jedem Fall viel versprechend.

Zielgruppen in den Blick nehmen

Öffentlichkeitsarbeit, welche die Menschen erreichen soll, wird also immer komplexer. Das zeigt ein Blick in das tägliche Programmangebot des Fernsehens oder auf die Auslagen von Bahnhofsbuchhandlungen. Hier ist zu begutachten, was Menschen vordringlich bewegt. Die Medienprodukte zur Lebenshilfe, zur aktiven Lebensgestaltung, zu Sinnenfreude und Genuss, für unterschiedlichste Hobbies und mannigfaltige Interessen sind Legion. Zielgruppen erreicht man also wohl am besten in den Medien, die sie interessieren. Öffentlichkeitsarbeit hat beispielsweise Entscheidungen von Kirchengemeinderäten, Nachrichten aus der Gemeinde oder auch das geistliche Wort der Pfarrerin so aufzuarbeiten, dass Journalistinnen und Journalisten das Wesentliche entdecken und der Öffentlichkeit zugänglich machen können. Das ist Übersetzungsarbeit. Diese zu leisten, ist nicht einfach und erfordert einiges handwerkliches Wissen.

Die sich wandelnde Medien- und Informationsgesellschaft fordert die Kirche also heraus, die ihr anvertraute gute Nachricht als eine öffentliche, an die ganze Gesellschaft gerichtete Botschaft zu verkünden und sich in ihrem Licht für Wahrheit und Freiheit in lebendiger Kommunikation einzusetzen. Dieses Mandat gibt ihr den Auftrag und die Freiheit, die vielfältigen alten und neuen Chancen auf dem publizistischen Markt der Möglichkeiten zu ergreifen. Weil die Medien eine Schlüsselfunktion für die individuelle Wahrnehmung, für den Aufbau von Lebensorientierungen und Weltbildern haben, muss auch die kirchliche Öffentlichkeitsarbeit alles daran setzen, ihre Kräfte zu konzentrieren und die Aufgaben mit neuen Ideen in gezielter Vielfalt zu verwirklichen.

Professionalität in der Öffentlichkeitsarbeit steigern

Auch die Medienarbeit der Evangelischen Landeskirche in Baden muss sich an den Maßstäben der journalistischen, technischen und wirtschaftlichen Professionalität orientieren, will sie im Wettbewerb der Medien bestehen. Sie wird sich auf die Nutzungsgewohnheiten der neuen Mediengeneration einstellen, neue Marktchancen wahrnehmen, die eigenen Schwachstellen erkennen und korrigieren und die Bedeutung ihrer anwaltschaftlichen Funktion umsetzen müssen. Dazu wurde in den letzten beiden Jahren das Projekt „Neuordnung der Öffentlichkeitsarbeit“ umgesetzt, das zur Gründung des Zentrums für Kommunikation führte. In ihm sind alle Bereiche der Öffentlichkeitsarbeit im Evan-

gelischen Oberkirchenrat gebündelt und arbeiten dort über die Mediengrenzen hinweg an Themen orientiert zusammen.

Das Zentrum für Kommunikation

Das Angebot des Zentrums für Kommunikation soll auch für Kirchengemeinden und Kirchenbezirke erweitert werden. Dabei ist klar zu umreißen, was die Mitarbeitenden leisten können. Unterstützung durch Fortbildungen, Beratungen und konzeptionelle Unterstützung gehört zu den Kernaufgaben in diesem Bereich. Desweiteren wird der Bereich der Gemeindebriefarbeit verstärkt. Künftig sollen Texte und Bilder, Infografiken und Logos leicht über die Internetseiten abrufbar sein. Im Bereich der Internetarbeit wurde das Baukastensystem LUKAS eingerichtet, mit dem Kirchengemeinden und landeskirchliche Einrichtungen sich günstig Websites einrichten können. Für die Konzeption von Websites steht die Internetredaktion jederzeit gerne für Beratungen zur Verfügung. Für das Erstellen von Druckerzeugnissen werden gerade Rahmenverträge ausgehandelt, um für größere Mengen bessere Preise zu erzielen. Diese Leistungen sollen auch Kirchengemeinden zugänglich gemacht werden.

Wichtige Aufgabe der landeskirchlichen Öffentlichkeitsarbeit wird es sein, die zunehmenden Fachkräfte in den Kirchenbezirken zu unterstützen und in das landeskirchliche Gesamtkonzept einzubinden. In immer mehr Kirchenbezirken werden – zumindest für einen Projektzeitraum – Stellen oder Stellenanteile für Öffentlichkeitsarbeit eingerichtet. Das zeigt einen Bedarf,

dem wir neben inhaltlicher Unterstützung auch im Blick auf die Ressourcen deutlicher unter die Arme greifen müssen. Es ist zu wünschen, dass dieser Bereich auch in Zukunft besser ausgestattet werden kann.

Was können Sie in einer Kirchengemeinde leisten?

Was aber können Sie vor Ort tun? Auch ohne große Mittel und personelle Ressourcen lässt sich in einer Gemeinde einiges erreichen. Ohne einen gewissen Einsatz, auch von Geldmitteln ist es aber nicht zu schaffen. Öffentlichkeitsarbeit will offen informieren. Es geht darum, Vertrauen und Sympathie schaffen, im öffentlichen Leben präsent zu sein und ein positives Image zu schaffen. Die Mitglieder ihrer Kirchengemeinde erfahren durch Mittel der Öffentlichkeitsarbeit, dass Sie aktiv sind, entdecken die Vielfalt Ihres Angebotes und werden auf bestimmte Veranstaltungen und Projekte aufmerksam. Und doch ist Öffentlichkeitsarbeit so viel mehr als „nur“ die Bekanntgabe von Terminen und Nachrichten. Da sich viele Menschen – auch in Ihrer Kirchengemeinde – ihr Bild von Kirche über die Medien machen, ist es wichtig, diese Menschen in ihren Interessen und mit ihrer Sprache zu erreichen und auf die Kirche aufmerksam zu machen. Öffentlichkeitsarbeit will dabei Vertrauen aufbauen und trägt nicht zuletzt dazu bei, neue Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu gewinnen.

Öffentlichkeitsarbeit ins Bewusstsein der Kirchengemeinde rücken

Was heißt das konkret? Öffentlichkeitsar-

beit in einer Kirchengemeinde konsequent zu betreiben, heißt beispielsweise

1. in der Kirchengemeinde einen Beauftragten für Öffentlichkeitsarbeit zu bestimmen (das muss nicht unbedingt ein Presse-Profi sein, sollte aber für den Umgang mit Journalisten ein Händchen haben und entsprechende Fortbildungen der Landeskirche besuchen). Vielleicht gibt es einen Beauftragten im Kirchenbezirk, mit dem er oder sie dann eng zusammenarbeiten sollte.

2. im Kirchengemeinderat oder Ältestenkreis regelmäßig Öffentlichkeitsarbeit zum Thema zu machen.

3. bei allen Entscheidungen und Themen im Kirchengemeinderat/Ältestenkreis immer zu bedenken: ist das eine Information, die die interne oder externe Öffentlichkeit interessieren könnte? Wie kann man das nach außen vermitteln?

4. Themen für die Öffentlichkeitsarbeit festzulegen, einen Jahresplan zu erstellen.

Verschiedene Wege in die Öffentlichkeit

Mit welchen Medien kann sich eine Kirchengemeinde an die Öffentlichkeit wenden? Die Wege sind sehr unterschiedlich, aber in jedem Fall größer als die regionale oder lokale Tageszeitung. Beispielsweise werden lokale Radio- oder Fernsehsender oft vergessen. Eine meist dankbare Abnahmequelle für Nachrichten und Berichte sind auch kostenlose Anzeigenblätter, die immer mehr gelesen

werden, da sie für viele die Tageszeitung ersetzen. Auch die Medien der politischen Gemeinde sind oft offen für Nachrichten und Mitteilungen aus dem kirchlichen Bereich.

Nach wie vor ist der **Gemeindebrief** eines der wichtigsten Medien einer Kirchengemeinde. Ihm sollte man große Aufmerksamkeit widmen, da er von vielen Menschen gelesen wird, nicht zuletzt wegen der Familiennachrichten. Zur Öffentlichkeitsarbeit gehören aber auch die Internetseite der Kirchengemeinde sowie einzelne Aktionen, wie etwa ein Brief oder eine Karte an neu Zugezogene, der eine Broschüre über die Kirchengemeinde beiliegt.

Zur Öffentlichkeitsarbeit gehört auch die **interne Kommunikation**: Sind die Mitarbeitenden in der Gemeinde nicht gut informiert, wird sich das schnell auch auf die externe Öffentlichkeitsarbeit auswirken. Denken Sie daher an die interne Kommunikation, die über das Intranet in Treffpunkten, eigenen Newslettern oder über einen geschützten Bereich im Internet unterstützt werden kann.

Vom richtigen Umgang mit den Medien

Zum Schluss noch ein paar ganz praktische Tipps.

a) Kriterien von Nachrichten erkennen

Zunächst eine ganz einfache und letztlich dann doch die wichtigste Frage: Was ist eigentlich eine Nachricht? Nachrichten haben Kriterien. Ein Hauptkriterium einer

Nachricht ist die Aktualität. Eine Information wird zur Nachricht, wenn ihr Inhalt aktuell ist und möglichst viele Nutzer des Mediums interessiert. Der allsonntägliche Gottesdienst ist keine Nachricht, tritt dort aber ein überregionaler Chor auf, ist dies eine Nachricht. Medien-Interesse wird erzeugt durch den lokalen Bezug, die Wichtigkeit, Prominenz oder einen Konflikt. Redaktionen lassen sich nicht als reines „Ankündigungsmedium“ missbrauchen, gleichwohl ist der Bericht über eine Veranstaltung für viele Mediennutzer wichtig. Deshalb sprechen Sie am besten direkt mit den Redaktionen ab, ob Interesse an einem Bericht besteht und wenn ja, wer diesen schreiben könnte.

b) Vor der Kritik eigene Fehler erkennen

Oft hört man von schlechten Erfahrungen mit der Presse: eine Veranstaltung ist nicht richtig wiedergegeben, der Pfarrer falsch zitiert. Manchmal sind solche Klagen berechtigt und sollten der Redaktion mitgeteilt werden. Zunächst aber sollte man das eigene Verhalten überprüfen: Wurden genügend Unterlagen zur Verfügung gestellt? War die Ansprache des Pfarrers verständlich? Hatte die Redaktion schriftliche Hintergrundinformationen oder musste mit Mitschriften gearbeitet werden? Je mehr Materialien verteilt werden (kurz und bündig), desto besser wird Information überkommen (Journalisten sind Generalisten!). Setzen Sie niemals voraus, dass die Lokalredaktion kirchliche Strukturen und Abläufe kennt. Das kirchliche „Grundwissen“ ist in Zeitungsredaktionen extrem gering. Oft sind Fehler deshalb einfach ein Mangel an Hinter-

grundwissen. (Beispiel aus der Praxis: Mitarbeiter des Oberkirchenrats werden zu „Oberkirchenräten“.) Missverständnisse sollten, falls nötig, im freundlichen Gespräch geklärt werden.

Kommt es einmal zu Patzern, sollten Sie erst einmal Ruhe bewahren. Wägen Sie zuerst gründlich ab, wie viel „Schaden“ ein Fehler in der Berichterstattung tatsächlich anrichtet! Wenn Artikel Tatsachen verzerren, muss dies richtig gestellt werden. In diesem Fall sollten Sie das Gespräch mit dem verantwortlichen Redakteur suchen, auch Leserbriefe sind eine Möglichkeit. Verzichten Sie möglichst auf juristische Mittel wie eine Gendarstellung.

c) Die Redaktion vor Ort kennen(lernen)

Wichtig für ein gutes Verhältnis zur Lokalredaktion vor Ort ist ein regelmäßiger und persönlicher Kontakt zum zuständigen Redakteur. Er oder sie sollte möglichst rechtzeitig vorab informiert werden, wenn ein Thema auf sie zukommt. Außerdem sollte mit der Redaktion geklärt werden, was daran für die Zeitung von Interesse sein könnte. Lassen Sie sich dabei nicht entmutigen, wenn einzelne Angebote nicht auf Interesse stoßen. Nicht immer ist eine Information für die Zielgruppe der Zeitung tatsächlich von Bedeutung. Vielleicht lässt sich dann aber ein Weg über die Nachrichtenkriterien finden, sie für die Leserinnen und Leser interessant zu machen.

Nützlich ist es, den redaktionellen Ablauf vor Ort zu kennen. Wann werden die Zeitungsthemen für die kommende Woche

geplant? Bis zu welcher Uhrzeit sollte die Redaktion informiert sein? Zu welcher Tageszeit sind die Redakteure am besten ansprechbar? Das ist von Redaktion zu Redaktion verschieden. Der Redakteur/die Redakteurin sollte auch gelegentlich die Pfarrerin oder den Pfarrer zu einem persönlichen Gespräch zu Gesicht bekommen, vor allem bei Themen, die größere Bedeutung haben.

d) Planen Sie Ihre Öffentlichkeitsarbeit

Planen Sie Ihre Strategie rechtzeitig, am besten in einem Jahresplan. Dieser kann sich beispielsweise an den Zeiten im Kirchenjahr oder auch an bestimmten Themen des Jahres oder der Gemeinde (Urlaub, Taufe, Gebet ...) orientieren.

Stellen Sie sich für die Planung zunächst folgende Frage: An welche Personen/Zielgruppen sollen welche Inhalte mit welchem Ziel im Rahmen welcher Aktion wie über welche Medien wann vermittelt werden?

Natürlich sind diese Hinweise nur blitzartig und völlig unvollständig. Gerne können Sie sich jederzeit an das Zentrum für Kommunikation wenden, um konkrete Hilfestellungen wie Fortbildungshinweise, Material oder Literaturtipps oder auch konkrete Unterstützung zu erfahren.

Kontakt und weitere Informationen:

Evangelischer Oberkirchenrat Karlsruhe
Zentrum für Kommunikation
Blumenstraße 1-7
76133 Karlsruhe
Tel. (07 21) 91 75 155
Fax: (07 21) 91 75 25 109
E-Mail: info@ekiba.de

Apropos Literaturtipps:

Hilfreich für einen Einstieg in das Thema Öffentlichkeitsarbeit für eine Kirchengemeinde sind beispielsweise:

- Joachim Gerhardt/Karsten Mattis, Öffentlichkeitsarbeit praktisch in Kirche und Gemeinde, Göttingen 2010
 - Ksenja Auksutat, Gemeinde nah am Menschen. Praxisbuch Mitgliederorientierung, Göttingen 2009
- *Marc Witzenbacher, Karlsruhe*

Wie erreicht man die Medien?

Es gibt folgende verschiedene Möglichkeiten, Informationen an die Medien zu vermitteln:

1. Veranstaltungshinweis

- kurz und prägnant: was, wann, wo? (Ort, Datum, Uhrzeit, Titel, Inhalt der Veranstaltung mit maximal 2-3 Sätzen, Veranstalter, evtl. Eintrittspreise)

- **Ziel:** als Ankündigung in die Zeitung übernommen zu werden. Funktioniert vor allem bei kostenlosen Anzeigenblättern oder bei Medien mit Terminkalendern.

- **wichtig:** darauf achten, dass keine der notwendigen Informationen fehlt. Deshalb nur für Veranstaltungen geeignet, die „eindeutig“ sind (nicht lange erklärt werden müssen) – beispielsweise Chorkonzert usw.

- **Zeitpunkt:** einige Tage vor der Veranstaltung (bei Tageszeitungen, bei Wochen- und Monatszeitungen entsprechenden Redaktionsschluss beachten)

2. Einladung der Presse zur Veranstaltung

- kurze Beschreibung, was, wann, wo passiert und explizit die Presse einladen zu kommen, Bericht zu erstatten, zu fotografieren.

- **Ziel:** die Presse zu ermuntern, zu erscheinen und über die Veranstaltung zu berichten.

- **Zeitpunkt:** ein bis maximal zwei Wochen vor der Veranstaltung;

- **Form:** schriftlich oder mündlich. Wenn Sie die zuständigen Redakteure persönlich anrufen und auf die Veranstaltung hinweisen, können Sie meistens auch gleich abklären, ob die Zeitung jemanden zur Veranstaltung schickt oder ob sie eventuell nach der Veranstaltung einen Text von Ihnen nehmen würde – viele Redaktionen sind dankbar für ein solches Angebot.

3. Pressemeldung

- **Bericht:** wer, wann, was, wo, wie, warum

- **Ziele:** 1. möglichst in der Zeitung abgedruckt werden; oder 2. die Redakteure der Zeitung für das Thema interessieren; oder 3. Informationsgrundlage für einen redaktionellen Artikel

- **Zeitpunkt:** wenn ein aktueller Anknüpfungspunkt besteht (also beispielsweise **direkt** nach einer Veranstaltung – noch am gleichen Abend oder spätestens einen Tag danach)

4. Pressegespräch

- Interessante Interviewpartner („Fachleute“, Betroffene) stehen zu einem bestimmten Termin für ein Gespräch mit aktuellem Anknüpfungspunkt zur Verfügung

- Vorteil für die „Veranstalter“: relativ unkompliziert; wenig Vorbereitung (Gesprächspartner, Einladung der Presse, Kaffee)

- Vorteil für die Presse: inoffiziellerer Rahmen ermöglicht bessere Gespräche, auf spezielle Fragen kann individuell eingegangen werden;

- Bereiten Sie schriftlich etwas Hintergrundmaterial vor (Zahlen, Fakten), damit sich das Gespräch auf das Wesentliche fokussieren kann (Erfahrung der Betroffenen, Einschätzung des Fachmanns)

- **Zeitpunkt:** 1–2 Wochen vorab einladen

■ *Marc Witzenbacher, Karlsruhe*

Frischer Wind für Ihre Gemeindearbeit mit Verlag 89

Als Pfarrerin oder Pfarrer nehmen Sie und Ihr Besuchsdienst Anteil an den wichtigen Momenten im Leben Ihrer Gemeindemitglieder. Gemeindearbeit ist dabei immer auch Öffentlichkeitsarbeit: Gemeindebriefe, Urkunden, Verteilschriften u. Ä. prägen das Erscheinungsbild und damit die Wirkung nach außen.

Kirche und ihre Botschaft möchte persönlich, ansprechend und einladend wirken. Der neue Verlag für evangelische Gemeindearbeit, Verlag 89 aus Karlsruhe, unterstützt Sie dabei mit modernen Grußheften, Urkunden und Geschenkartikeln.

Grußhefte in frischem Design

Ob für Trauerbesuche, Taufgespräche, Geburtstage oder Seelsorge in besonderen Lebenssituationen – die Serie „Worte“ bietet sorgfältig ausgewählte Bibelverse und andere Texte; allesamt liebevoll bebildert. Die Grußhefte können Sie fertig gedruckt bestellen oder aber „personalisiert“: Schreiben Sie auf der Titelseite den Untertitel und innen Ihr eigenes Vorwort. Erst anschließend werden die Hefte gedruckt. So werden die Grußhefte zu Ihrer ganz persönlichen Botschaft; wenn Sie möchten, auch mit Ihrem Foto oder Gemeindelogo.

Urkunden mit großer Motivauswahl

Für Ihre Kasualien finden Sie Urkunden in vielen Stilrichtungen – auf Wunsch auch mit Ihrem eigenen Motiv, beispielsweise einem Foto Ihrer Kirche oder Ihrer Konfigruppe. Kein zeitraubendes Ausfüllen

mehr per Hand, denn: Auch die Texte geben Sie ganz einfach im Internet ein. Anschließend werden die Urkunden auf hochwertigem Papier mit Büttencharakter gedruckt und landen ein paar Tage später fix und fertig in Ihrem Briefkasten.

Fotogeschenke ganz persönlich

Sie möchten Ihren Ehrenamtlichen einmal von Herzen Danke sagen? Neben dem Grußheft „Worte zum Ehrenamt“ und einer passenden Urkunde können Sie bei Verlag 89 nun auch kleine Geschenkartikel mit Ihren Bildern und Texten gestalten. Sie werden überrascht sein, wie einfach es ist!

Gemeindebriefservice

Sie wünschen sich ein neues Design oder brauchen jemanden, der Ihnen bei der regelmäßigen Gestaltung des Gemeindebriefs unter die Arme greift? Schicken Sie uns Ihr Material – wir gestalten Ihren Gemeindebrief! In Abstimmung mit Ihnen, schnell, professionell und terminsicher.

Wir sind für Sie da

Die Wurzeln des Verlags 89 liegen in der Gestaltung evangelischer Printmedien. Die Verlagsidee ist bei unserer alltäglichen Zusammenarbeit mit kirchlichen und diakonischen Kunden entstanden. Ihren Ansprüchen und Bedürfnissen gerecht zu werden, ist unser Anliegen.

Neugierig geworden?

Dann besuchen Sie unseren Webshop unter www.verlag89.de.

Ihre Ansprechpartnerin: Denise Musazzi, Tel. 07 21-1 60 39 69-14

■ Denise Musazzi, Karlsruhe

Zur Stille anleiten

Gerade Pfarrerinnen und Pfarrer, die in der Öffentlichkeit stehen und arbeiten, die oft das Wort schwingen, brauchen Räume der Stille und des Schweigens. Wolfgang Max, Leiter der Fachstelle Geistliches Leben in der Evangelischen Akademie Baden, lädt ein zur Besinnung auf die Stille, die von Gott kommt und gibt Tipps und praktische Übungen, wie andere zur Stille angeleitet werden können.

1. Warum zur Stille anleiten?

Die Welt, die uns umgibt, ist in aller Regel laut: Der Verkehr, Radio und Fernseher, Maschinen, Menschen, auch Bilder und Texte können „laut“ sein, schrill, aufdringlich, Aufmerksamkeit auf sich ziehend. Sie beschäftigen die Seele. Die eigene innere Welt ist oft laut: Ideen, Wünsche, Sorgen, innere Auseinandersetzungen – meist mit Menschen, die wir als schwierig erleben und mit Situationen, die wir als belastend empfinden. Immer wieder ist es nicht das Laute um uns, sondern das Laute in uns, das den Schlaf raubt. Das Widerfahrnis von Stille kann helfen, mit dem Lauten umzugehen. Das Komplizierte, das Verwirrende, das Zuviel kann in den Hintergrund treten, manchmal sich klären. Was aber stellt sich ein, wenn sich die Stille einstellt?

In der Geschichte von der Sturmstillung heißt es gegen Schluss: „Und der Wind legte sich, und es entstand eine große Stille“ (Mk 4,39). Das griechische Verb, aus dem die Windstille abgeleitet ist,

meint glänzen, vor Freude strahlen, lachen. Zuvor war das galiläische Meer aufgewühlt, grau, glanzlos, nun kann sich in ihm das heitere Sonnenlicht spiegeln, es reflektiert das Blau des Himmels, es kommt zum Bewusstsein: Jesus ist mit im Boot. Wo er gebietet, kann die aufgewühlte Seele immer wieder zur Ruhe kommen und die Gegenwart Gottes kann in ihr aufleuchten.

Gott ist ein Gott der Stille, Stille ist eine seiner Gegenwart entsprechende Haltung des Menschen, es ist Gottes gemäß, still zu werden: „Aber der Herr ist in seinem heiligen Tempel, es sei stille vor ihm alle Welt“ (Hab 2,20). Gott ist der Gott des stillen, sanften Sausens (1. Kg 19,12). Die Stille verweist auf ihn und er erweist sich selbst, wo es still wird. Gemeint ist freilich nicht die bedrückende Stille, die die Leidenden sprachlos macht.

Stille und Schweigen gehören zueinander, das Eine wächst aus dem Andern. Hier geht es nicht um das belastende Schweigen der Beziehungslosigkeit, einer gestörten oder zerbrochenen Beziehung (all das kennt die Bibel, kennen insbesondere die Psalmen auch), es geht um das knisternde, beglückende Schweigen, wie es sich zwischen Liebenden einstellen kann.

Weil die Stille von Gott her kommt, ist es gut, die sich nach Stille sehrende Seele auf Gott hin auszurichten, damit sie aus seiner Stille empfangen und still werden kann. Luthers Übersetzung von Ps 62,2 „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft“, lautet dementsprechend bei Martin

Buber: „Nur auf Gott zu ist Stille, meine Seele“. Die Seele hält sich Gott hin, damit sie in seiner Stille still werden kann: „Wie die zarten Blumen willig sich entfalten und der Sonne stille halten, lass mich so, still und froh deine (*stillen*) Strahlen fassen und dich wirken lassen.“ (Gerhard Tersteegen)

Aus der Stille der Nacht kommt Gottes Wort in die Welt: „Denn als alles still war und ruhte und eben Mitternacht war, fuhr dein allmächtiges Wort vom Himmel herab, vom königlichen Thron.“ (Weisheit 18, 14.15a). Aus der Stille heraus kann der Mensch vernehmen, nicht nur sich selbst und seine Mitmenschen, sondern auch Gott. In einem der grundlegenden Texte zur abendländischen Spiritualität, in der Benediktsregel heißt es in Anlehnung an Jes 50,4 „Schweigen und Hören ist Sache des Jüngers.“

In aller Regel sind Gebet und Lobgesang ein Wort- und Klanggeschehen, aber es gibt ein Psalmwort, in dem das Lob in der Stille geschieht: Ps 65,2: „Gott, man lobt dich in der Stille zu Zion.“ Viele Übersetzungen folgen der griechischen Fassung des Alten Testaments und übersetzen wie Buber-Rosenzweig: „Dir ist Preisung geziemend“; nach der hebräischen Fassung ist hier jedoch wie bei Luther zu lesen: „Dir ist Schweigen Lob“ (Frank Lothar Hossfeld in Hossfeld/Zenger, Die Psalmen II, Würzburg 2002, 212). „Während die Herrlichkeitskunde in Ps 19 in das Gotteslob der Tora einmündet ..., bleibt das Gotteslob in Ps 65 still. Es duldet nur die Worte, die den schweigenden Hym-

nus auf den vergebenden, rettenden und segnenden Gott in Tempel und Welt andeuten. Vielleicht ist die Theologie des Hymnus von Ps 65 verzichtbar extravagant. Vielleicht ist sie aber auch die theologisch unverzichtbare Tiefbohrung, die die Menschenworte des Gotteslobes begrenzt, indem sie ihnen die wortlosen Lobgesänge aus Gottes Welt beigesellt und durch sie einen neue Dimension der Preisung gewinnt, das himmlische Stillschweigen.“ (Herrmann Speickermann, Schweigen und Beten, in Frank-Lothar Hossfeld, Ludger Schwienerhorst-Schönberger, Das Manna fällt auch heute noch, FS Erich Zenger, Freiburg 2004). Dem Wirken Gottes in Stille entspricht das Lob des Menschen in Stille. „Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten und in Ehrfurcht vor ihn treten, Gott ist in der Mitte, alles in uns schweige... (Gerhard Tersteegen).

2. Wen zur Stille anleiten?

Wer andere zur Stille anleiten will, bedarf selbst der Stille. Was zur eigenen Stille hilft, kann auch anderen helfen.

Oft sind es Schülerinnen und Schüler, mit denen Stille eingeübt werden soll, hierzu ist eine Fülle von Literatur erschienen. Wichtig wird sein, dass die Verantwortlichen den Schülerinnen und Schülern mit der Stille Erfahrungsräume eröffnen zur Selbstwahrnehmung und zur Wahrnehmung des konkreten Hier und Jetzt. Die Übungen dürfen nicht allein zur Herstellung einer angenehmen Lernatmosphäre verzweckt werden.

Im Konfirmationsunterricht kann darüber hinaus der Weg hin zur Stille als einer

besonderen Qualität der Gottesgegenwart eröffnet werden.

Immer wieder bringen Menschen zum Ausdruck, dass sie von Kirchenräumen und vom Gottesdienst Erfahrungen mit Stille erwarten, besonders aber bei großen Gottesdiensten ist das oft schwierig.

Beruflich und familiär stark geforderte Menschen suchen Orte und Räume der Stille, in denen sie wieder neu auftanken und Kraft schöpfen können. Hierbei haben Häuser der Stille, Klöster und ordensähnliche Gemeinschaften auch innerhalb der evangelischen Kirche eine wichtige diakonische Aufgabe an den Menschen unserer Zeit.

3. Wie zur Stille anleiten?

3.1 In Kirchenräumen und zum Gottesdienst

Sowohl mit älteren Kindern als auch mit Erwachsenen hat sich folgende Übung bewährt, die zu einem Gespür für die Kirche als einem Ort der Stille helfen kann: Dir Gruppe versammelt sich vor der Kirchentür, umrundet eventuell die Kirche schweigend, vielleicht sogar mehrmals, um schließlich vor dem Hauptportal innezuhalten. Dort werden brennende Kerzen/Teelichte in Gläsern verteilt und die Teilnehmenden betreten schweigend und je einzeln nacheinander in angemessenem Abstand den Raum. Dort suchen sie sich den Platz, an den sie es jetzt gerade zieht. Ein Blatt mit dem Text von Ps 84 wird verteilt. Der Psalm wird entweder im Wechsel oder von verschiedenen Sprechern, die sich im Raum verteilt haben

(Altarraum, Gestühl, Kanzel, Empore) gesprochen, nach einer Weile wird er von einem Sprecher/einer Sprecherin wiederholt, wieder nach einer Zeit der Stille werden die Teilnehmenden gebeten, die Worte in den Raum zu sprechen, die jetzt gerade in ihnen Resonanz gefunden haben. Am Schluss wird ein gemeinsames Lied gesungen, entweder zur Kirchenjahreszeit oder zum Gottesdienst oder zur Stille.

Eine besondere Herausforderung stellen große Gottesdienste mit vielen Teilnehmenden dar, wie z. B. Konfirmationen. Oft schwillt vor Beginn des Gottesdienstes der Lärmpegel so stark an, dass selbst das Geläut der Glocken nicht mehr gehört werden kann. Doch „was wäre der Redner ohne das hörende Schweigen?“ Oder um es mit Karl Kraus zu sagen: „Hab' ich dein Ohr nur, find' ich schon mein Wort.“ (Klaus Mertes, Die Kraft des Schweigens und die Kraft des Wortes, in: Geist und Leben, Heft 2/2009 S. 43)

Wie kann es zur Grundhaltung des Liedes „Tut mir auf die schöne Pforte“, die in dem Satz „Rede, Herr, so will ich hören“ kulminiert, kommen? Ich habe immer wieder die Erfahrung gemacht, wie hilfreich es ist, wenn jemand ohne erhobenen Zeigefinger auf das Läuten aufmerksam macht und einen Kanon („Schweige und höre“) oder einen Taizé-Chorus („Bei Gott bin ich geborgen“) anstimmt. Hilfreich ist es, wenn Texte und Melodien ausliegen und Chorsänger und treue Gemeindeglieder die Lieder kennen und den Gesang stützen. So kann eine erwartungsvolle Haltung entstehen.

Immer wieder höre ich die Erwartung, dass es in den Gottesdiensten mehr Stille geben müsse. Meiner Beobachtung nach ist das weniger eine Sache der Quantität, sondern der Qualität, es kommt nicht auf die 2 x 60 Sekunden an, in denen alles schweigt, sondern auf diejenigen, die für den Gottesdienst Verantwortung tragen, auf ihre Übung in und Erfahrung mit Stille, auf den Raum, den Stille in ihnen hat und der im Orgelspiel, im Vorlesen und im freien Sprechen spürbar werden kann und auf die Erwartungshaltung der versammelten Gemeinde. Da diese nicht in jeder Situation selbstverständlich ist, bedarf es der Hilfen zur Stille.

3.2 Sich selbst und in Gruppen

Jesus selbst hat sich immer wieder an einen stillen, einsamen Ort in der Natur zurückgezogen (Mk 1,35) bzw. das Kämmerlein im Haus empfohlen (Mt 6,6). Diese Empfehlung kann auch für Gruppen gelten.

Wer Menschen zur Stille anleiten möchte, braucht für sie Rückzugsorte. Das kann für stille Tage oder Abendveranstaltungen ein ruhig gelegener Raum in der Nähe sein, bei mehrtägigen Veranstaltungen ein Haus der Stille.

Im Folgenden zeige ich mögliche Schritte zur Stille für das abendliche Treffen einer Gruppe auf:

1. In den Räumlichkeiten wurde aufgeräumt und geputzt, nichts Unnötiges liegt herum, nichts, das die Blicke anzieht und die Gedanken beschäftigt.

2. Der Raum hat eine gestaltete Mitte, Symbol dafür, dass unser aller Leben eine Mitte braucht, um die herum es sich ordnet. Die Mitte, das müssen keine wandelnden Tücherberge sein. Symbole zeichnen sich durch Einfachheit aus. Ein Tuch reicht als Zeichen der Bereitschaft zu empfangen, wie die Windeln das Kind, vielleicht dazu eine Schale, ein Blumenstrauß als Zeichen des Geschenks des Lebens und der Hingabe, eine Kerze, ein Kreuz ...

3. Um die Mitte sind die Plätze der Teilnehmenden gerichtet, Matten, Stühle, Taizébänkchen, Meditationskissen, je nach dem, was für sinnvoll und angemessen erachtet wird. Der Raum vermittelt einen Eindruck von Schönheit, spiegelt wieder, was von der Schöpfung in Ps 104 gesagt ist: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie weise geordnet und die Erde ist voll deiner Güter.“

4. Viele Teilnehmende bringen aus dem Tag innere Unruhe mit. Sie versammeln sich im Vorraum, begrüßen sich, lassen ihre Schuhe dort und betreten schweigend den eigentlichen Raum der Stille. Manchmal ist es hilfreich, wenn sie sich auf eine Anforderung der Leiterin / des Leiters noch eine Weile im Raum bewegen und ihre Unruhe gleichsam durch die Füße an den Boden abgeben, dann stellen sie sich an ihre Plätze zu einer kurzen Ankommübung: Den Boden unter den Füßen wahrnehmen, die Aufrichtung von den Füßen zum Kopf und darüber hinaus wahrnehmen, den Leib, den Atem wahr-

nehmen, wahrnehmen, wo es eventuell weh tut. Den Dingen, die beschäftigen einen Platz geben, so dass sie sich für die Zeit des Hierseins innerlich nicht aufdrängen, bedacht, verarbeitet werden müssen. Auch eine leibliche Übung, eine Gebetsgebärde kann zum Hineinfinden in die Stille, zum Ankommen im Raum und zur Wahrnehmung des eigenen Leibes als Tempel des heiligen Geistes (1. Kor 6,19) helfen.

5. Sich setzen, ein Lied singen, einen Kanon, einen Taizé-Chorus, durch den Klang zur Stille finden, dann einen geistlichen Text lesen.

6. Vom Denken ins Wahrnehmen finden. Den Ort mit den Sinnen wahrnehmen, aber nicht dabei verweilen, die Wahrnehmung wieder lassen; die Geräusche draußen und im Raum hören und sie wieder lassen; die Aufmerksamkeit immer mehr nach innen richten, wahrnehmen was ist und es sein lassen, was es ist.

7. Dasein in der Stille, je nach Geübtsein der Gruppe 15–30 Minuten, Gehen im Raum, weiteres Dasein in der Stille, Abschluss wiederum mit einer leiblichen Übung, einer Gebetsgebärde, einem Tanz.

Wenn Menschen in die Stille gehen, machen sie oft die Erfahrung, dass es innerlich laut wird, ein Gedanke jagt den anderen. Diese Erfahrung ist in der seelsorglichen Begleitung immer wieder Thema. Wer anderen zur Stille helfen will, muss darum wissen, es immer wieder be-

nennen und in der Lage sein, im Umgang mit belastenden Gedanken zu begleiten. Aus der ägyptischen Wüste wird folgendes berichtet: „Ein Bruder kam zum Altvater Poimen und sagte: „Vater, ich habe vielerlei Gedanken und komme durch sie in Gefahr.“ Der Altvater führte ihn ins Freie und sagte zu ihm: „Breite dein Obergewand aus und halte die Winde auf.“ Er antwortete: „Das kann ich nicht!“ Da sagte der Greis zu ihm: „Wenn du das nicht kannst, dann kannst du auch deine Gedanken nicht hindern, zu dir zu kommen. Aber es ist deine Aufgabe, ihnen zu widerstehen.“ (Bonifaz Miller [Übersetzer], Weisung der Väter, Trier 2005, Nr. 602).

Die Gedanken aufhalten – das geht nicht; wie kann man ihnen widerstehen? Indem man ihnen nicht nachhängt, sie wieder ziehen lässt und wenn sie nicht ziehen wollen, mit ihnen in die Seelsorge geht. Eine gute Hilfe, um sich nicht im Vielerlei der Gedanken zu verlieren, besteht darin, auf das Geschenk des Atems zu achten und/oder sich an ein Bibelwort zu halten, ein kurzes und verheißungsvolles Bibelwort im Kopf und im Herzen zu bewegen.

4. Wann zur Stille anleiten?

Für regelmäßige Gruppentreffen hat sich der Abend bewährt, wenn man auch jüngere Menschen mit dem Angebot erreichen möchte, legt sich eine Zeit nahe, in der kleine Kinder bereits im Bett sind. In der Gruppe unterstützen sich die Mitglieder gegenseitig auf dem Weg zur Stille, geteilte Stille potenziert sich. Es hat sich auch bewährt, mit Gruppen ca. 1 x jährlich ein Wochenende einzuplanen.

Geeignete Zeiten für die persönliche Stille kann jeder Mensch nach seinen individuellen Gegebenheiten einrichten. Für viele Menschen ist der Morgen eine gute Zeit, wenn die Geschäfte des Tages noch nicht allzu sehr andrängen, nicht die schlechteste Zeit findet sich für manche Menschen in schlaflosen Nächten.

Auch wenn wenig Zeit ist, auch wenn es außen laut ist, kann es möglich sein, die Sammlung nach innen zu richten, den einsamen Ort im eigenen Herzen aufzusuchen und dort für einen Moment im einsamen Ort des eigenen Herzens Stille zu finden.

5. Schluss

Stille ist nicht machbar. Wir können allenfalls Rahmenbedingungen dazu schaffen, damit sich Stille einstellen, damit die Stille leichter zu uns kommen kann. Hilfreiches benennt Gerhard Tersteegen in dem Lied „Gott ist gegenwärtig“:

„Wir entsagen willig allen Eitelkeiten, aller Erdenlust und Freuden ...“ Was brauche ich wirklich zum Leben, auch zum Beruf und wann und wie viel Computer, Handy etc.?

„Da liegt unser Wille ...“ Muss ich mein Leben bis ins Letzte durchplanen, muss ich den Plänen dann auch noch atemlos hinterher laufen. Bei allem Planen – kann ich mich dem Anruf des Augenblicks überlassen?

„Schlag die Augen nieder“, immer wieder ist es gut, den Blick vom Außen nach innen zu richten.

„Luft, die alles füllet – Du durchdringest alles“ Ich verschließe mich nicht, ich bin offen für die stille und unaufdringliche Gegenwart dessen, der von sich sagt: Ich bin da (Ex 2,14, vgl. Mt 28,20)

Die gemeinsame Betrachtung von Tersteegens Lied kann eine gute Hinführung zur Stille sein.

■ *Wolfgang Max, Bretten*

Johann Peter Hebel (1760–1826) – Badischer Dichter im Zeitalter Napoleons

Der im Ruhestand befindliche Pfarrer und Literaturkenner Hans-Ulrich Carl ordnet das Leben und Schaffen Johann Peter Hebels, dessen 250. Geburtstag die Badische Landeskirche im letzten Jahr gedachte, in seine Zeit, insbesondere in die politischen Wirren und den Aufstieg Napoleons jener Jahrzehnte ein. So erschließen sich manche Gedichte von Hebel, in denen er lebensweise sich in die Herzen seiner Hörer schleicht, aus einer anderen Perspektive.

1. „Unverhofftes Wiedersehen“

An den Anfang möchte ich deshalb eine seiner berühmtesten Geschichten stellen, in der wie in einem Kaleidoskop die historischen Stichworte der ersten fünfzig Jahre seines eigenen Lebens festgehalten sind: „Unverhofftes Wiedersehen“.

1809 – da stand Hebel in seinem 50. Jahr. Die Geschichte hat er also in seinem Geburtsjahr beginnen lassen! Und dann kommen, als der junge Mann nicht mehr wiederkommt, sich aber im Leben der Frau nichts mehr ändert („sie weint und vergisst ihn nie!“) die historischen Ereignisse, die Hebel selbst bewusst oder halb bewusst in diesen Jahren beschäftigt haben:

Das Erdbeben von Lissabon (das war allerdings schon 1755 und fällt damit eigentlich aus dem Rahmen; aber es ist Anlass geworden für eine europaweite

Debatte über den liebenden Gott und seine Vorsehung, und deswegen gehört es wohl hierher); der siebenjährige Krieg (1754–1763), es geht unter anderem um die Vorherrschaft von Preußen oder Österreich im immer schwächer werdenden Deutschen Reich; Kaiser Franz stirbt 1765; bis 1780 führt Maria Theresia das Reich; der Jesuitenorden wird 1773 aufgehoben – nur nicht in Preußen und in Russland; 1773 ist auch die erste polnische Teilung zwischen Russland und Preußen und Österreich perfekt; Maria Theresia stirbt 1780; die Hinrichtung Struensees in Dänemark war allerdings schon 1772 (er galt als aufgeklärter Reformator und wurde vielen Politikern zum Vorbild); die Befreiung Amerikas: 1776; Gibaltars Eroberung misslingt 1779; 1788 spielt sich die Geschichte mit dem tapferen General Stein in der Veteraner Höhle ab, die die Türken nicht erobern konnten; 1790 stirbt Kaiser Joseph von Österreich, der erste Sohn Maria Theresias; 1790 besiegt Gustav III. von Schweden die Russen in einer gewaltigen Seeschlacht und sichert so für zehn Jahre die Oberhoheit über „Russisch Finnland“, das 1810 wieder an die Russen fällt (also kurz nach der gerade erzählten Geschichte); Kaiser Leopold II., der zweite Sohn Maria Theresias auf dem Kaiserthron, stirbt 1792, nur zwei Jahre nach seinem Bruder; 1806 erobert Napoleon Preußen; 1807 erobern die Engländer nach heftigem Bombardement Kopenhagen – und dahinter steckt der Kampf gegen die sogenannte Kontinentalsperre, mit der Napoleon britische Waren fernhalten und England aushungern wollte.

Es sind weltgeschichtlich brisante, spektakuläre Stichworte, mit denen die Zeiläufe markiert werden. Offenbar waren es einige der großen Schlagzeilen, an denen sich die Phantasie der Menschen damals abgearbeitet hat, Stichworte, die eben auch in Hebels Leben eine Rolle gespielt haben dürften.

Von Baden und von seiner gewaltigen Gebietserweiterung in diesen Jahren, von den Kriegen, die ihre Schrecken auch in Baden immer wieder haben spüren lassen, ist hier nicht die Rede. Dabei steckte Hebel mitten drin in der ganzen Geschichte – und war seit 1791 eben auch unmittelbar am badischen Hof in Karlsruhe, immer in Kontakt mit den wichtigsten Männern der Regierung und vom Markgrafen selbst aufmerksam beobachtet und gefördert.

2. Karl Friedrich und das doppelte Baden

Als der eben 18-jährige Karl Friedrich 1746 die Leitung der kleinen Markgrafschaft Baden-Durlach übernahm, da regierte er einen Haufen kleiner, kaum zusammenhängender Landstücke, verstreut diesseits und jenseits des Rheines von Koblenz bis Basel, mit etwa 90.000 Einwohnern. Hauptstück war das Gebiet zwischen Karlsruhe und Pforzheim – und im tiefen Süden das bis heute so genannte Markgräfler Land. Es war ein geplagtes Land, das der Fürst vorfand: Die französischen Erbfolgekriege unter Ludwig dem XIV. hatten tiefe Spuren hinterlassen (nicht nur in der Pfalz!). Und es war Karl Friedrichs Hauptziel, das Elend

der Bevölkerung zu lindern und umzuwandeln in leidlichen Wohlstand. Er machte im Lauf seiner Regierungszeit aus Baden das „Musterländle“, als das wir uns heute noch gerne sehen.

Als Johann Peter Hebel 1760 in Basel geboren wurde, da war seine eigentliche Heimat, nämlich das Örtchen Hausen im Wiesental, wo seine Mutter ein Häuschen hatte, Teil der Markgrafschaft Baden-Durlach, aber Durlach und die Regierung waren weit weg und durch zahllose Besitztümer anderer Herrscher getrennt. Noch 1774, als er nach Karlsruhe auf die Schule reisen musste, hatte er mindestens zehn verschiedene Landesgrenzen zu überschreiten. Deswegen spielen in den Geschichten Hebels auch die Zollstellen eine so große Rolle. Vater und Mutter standen im Sommer in den Diensten eines Baseler hohen Herren, und im Winter lebten sie eben in Hausen. Wobei gleich noch eine wesentliche Zerrissenheit sichtbar wird: die der Religionen und Konfessionen. Da der Vater reformiert und die Mutter lutherisch war, ergab das eine Mischehe, die in der Schweiz keinem Pfarrer zu segnen erlaubt war. Die Hochzeit fand jenseits der Grenze in Hauingen statt! Hebel vereinte also schon von Geburt an die beiden Konfessionen in seiner Familie, die er 1821 in der Badischen Union zu einer Einheit zusammenführen half.

Auch das Schulleben war für Hebel kompliziert, denn er musste im Sommer in Basel und im Winter in Hausen die Volksschule besuchen, und ab 1769 auch

noch in Schopfheim die Lateinschule. Der spätere Pädagoge hat auf diese Weise gleich die verschiedensten Erfahrungen mit Schulmeistern und Lehrstilen gemacht. Wobei hier nebenbei bemerkt sei: Karl Friedrich hat nicht nur 1767 die Folter in seinem Land verboten, sondern auch die allzu harte Prügelstrafe in den Schulen (wobei da dem Ermessen freilich noch viel Raum blieb – bis in die 50er Jahre des letzten Jahrhunderts)!

Der schrecklichste Einschnitt in das Leben des jungen Hebel war der Tod der Mutter: Sie starb auf dem Weg von Basel nach Hausen – und der 13jährige Junge stand dabei. Er hat zum Glück von Anfang an Beschützer gehabt. Die Basler haben ihm eine gewisse Summe ausgesetzt, die ihn nachher nach Karlsruhe und zum Studium hat kommen lassen. Aber dieses unmittelbare Erlebnis des Todes hat ihn natürlich tief geprägt – und, wer weiß, vielleicht hängt damit auch zusammen, dass er lebenslang ehelos blieb.

Basel hat er immer geliebt und er erinnert sich in einem seiner kleineren Gedichte:

*Z'Basel an mym Rhii, / jo, dört möcht i sii!
/ Wäiht nit d'Luft so mild un lau, / un der
Himmel isch so blau / an mym liebe Rhii!
In der Münsterschuel / uf mym herte
Stuehl / mag i zwor jetzt nüt meh ha; /
d'Tööpli stöhn mer nümmen a / in der
Basler Schuel.*

*Aber uf der Pfalz /alle Lüte gfallt's ./ O wie
wechsle Berg un Tal, / Land un Wasser
überal / vor der Basler Pfalz.*

*Uf der braite Bruck, / fürsü hi un zruck, /
nai, was siht me Heere stoh, / nai, was
siht me Jumpfere goh / uf der Basler
Bruck... etc*

Und natürlich liebte er sein Wiesental und die Menschen dort, und die Mundart, die er da in die Wiege gelegt bekam. Auf das Flüsschen Wiese hat er ein langes Gedicht in Hexametern geschrieben, dessen Anfang lautet:

*Wo der Dengelegaist in mitternächtige
Stunde
uf em silberne Gschir sy goldeni Sägesse
denglet
(Todtnaus Chnabe wüsse's wohl), am wal-
dige Feldberg,
wo mit lieblichem Gsicht uus tief verborge-
ne chlüfte
d'Wisen luegt un check go Todtnau aben
ins Tal springt,
schwebt my muntere Blick un schwebe
myni Gedanke.
Feldbergs lieblich Tochter, o Wise, bis mer
Gottwilche!
Loos, i will di jetz mit myne Liederen ehre
un mit Gsang biglalten uf dyne freudige
Wege!*

Hebel schildert den Weg des Flusses wie den Lebensweg einer jungen Frau, die am Ende errötend in den Rhein, „Gott-hards große Bueb“, mündet. Und es kommt – wie in allen seinen alemannischen Gedichten – die Sehnsucht nach der Heimat der Kindheit zum Ausdruck.

3. Karlsruhe und das wachsende Baden

Aber während dieser Kinderjahre Hebels war etwas mit dem badischen Land passiert: Die katholische Linie des Hauses Baden starb aus. Und da das absehbar gewesen war, hatten die beiden Häuser Baden-Durlach und Baden-Baden 1765 schon einen Erbvertrag ausgehandelt, der an uraltes Recht anknüpfen sollte und eine Wiedervereinigung der beiden Landesteile vorsah. Das Schwierigste dabei war, dass Baden-Baden mehr als hundert Jahren katholisch war und Baden-Durlach ebenso lange lutherisch – jeweils nach der Konfession des Landesfürsten. Karl Friedrich als aufgeklärter Fürst versprach seinen neu gewonnenen katholischen Untertanen, ebenso ein gerechter Herrscher zu sein, wie er es den seinigen bisher war, auch die Juden schloss er bei dieser Gelegenheit in seine Fürsorge mit ein. Als es 1771 ernst wurde, misstrauten aber vor allem die katholischen Bürger der Stadt Baden-Baden und die Witwe des verstorbenen Markgrafen, die vorläufig oben auf dem Schloss wohnen blieb, den Zusagen Karl Friedrichs und führten an die 20 Jahre lang beim Reichsgericht endlose Prozesse gegen den neuen Herrscher – die sie mit Recht alle verloren. Sie schädeten damit der Stadt sehr. Kein Wunder, dass Karl Friedrich erst 1805 offiziell in Baden-Baden einzog – und dann reumütig und doch erleichtert von den Bürgern mit Jubel empfangen wurde.

1774 also, mit vierzehn Jahren, wurde Hebel nach Karlsruhe ans Gymnasium

geschickt. Das stand direkt neben der Stadtkirche, nicht weit vom Schloss entfernt. Nun muss man sich vorstellen, dass Karlsruhe ja noch eine ganz junge Stadt war: Karl Friedrichs Großvater hatte sich sein Schloss im Hardtwald gebaut – um sich von seiner strengen und frommen Frau, die in Durlach blieb, ein wenig abzusetzen. Und er erließ 1715 einen Aufruf, den sogenannten „Gnadenbrief“, in dem er alle einlud, die in seiner nach dem Fächer geplanten Stadt Häuser bauen wollten. Sie mussten nur das notwendige Eigenkapital für den Bau mitbringen. Den Bauplatz bekamen sie umsonst, sowie Sand und Bauholz. Außerdem wurde ihnen auf 20 Jahre hin Befreiung zugesagt von: Einquartierung, Steuer und Abgaben. Kommen durfte jeder, der einer der im Reich akzeptierten Religionen anhing, es waren also Reformierte, Lutheraner, Katholiken und Juden. Als Hebel das erste Mal nach Karlsruhe kam, hatte es vielleicht 5000 bis 7000 Einwohner. Und der Fürst Karl Friedrich war dabei, es mit Hilfe des großen Architekten Weinbrenner zu einer ansehnlichen Residenz auszubauen.

Einquartierung übrigens – das war für diese Jahrzehnte ein ständig wiederkehrendes Phänomen. Und es kamen einmal die Franzosen, ein andermal die Österreicher, dann die eigenen Truppen oder gar die Preußen. Man muss sich das wohl so vorstellen wie bei einem Kirchentag, wenn, sagen wir, 100.000 Leute in einer Stadt mit 1.000.000 Einwohner untergebracht werden müssten – allein in Privat-Quartieren! Damals kamen dann

z. B. 10.000 Österreicher auf so eine kleine Stadt wie Karlsruhe. Und die Soldaten nahm man halt nicht freiwillig auf – und sie waren oft sehr unangenehme Gäste. Und Hebel hat sicher die verschiedensten Gäste erlebt – ob im eigenen Haus oder nur bei den Freunden, das weiß ich nicht genau, er nimmt es relativ gelassen als unvermeidliches Phänomen der Zeit. Aber es ist ein wiederkehrendes Motiv in seinen Geschichten (z. B.: „Untreue schlägt den eigenen Herrn“).

Karlsruhe, das war in den 70er und achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts auch ein kultureller Anziehungspunkt. Dazu trug besonders die Markgräfin Caroline Luise aus Hessen-Darmstadt bei, die mehrere Sprachen gelernt und sich eine umfassende Bildung auf allen Wissensgebieten angeeignet hatte, bevor sie nach Baden heiratete. Sie zog Dichter und Gelehrte, Philosophen und Künstler an den Hof. Sie sammelte systematisch die jeweils neuesten Bücher aus allen Wissensgebieten. Außerdem malte sie selbst und legte den Grundstein für die Sammlung der späteren Staatlichen Kunsthalle. Es war eine unglaublich glückliche Ehe, und Karl Friedrich konnte alle Probleme des Staates mit seiner klugen Frau diskutieren. Als sie 1783 starb, wollte er drei Jahre lang von keiner neuen Verbindung mehr wissen. Und in Erinnerung an sie hob er als erster Fürst in Deutschland die Leibeigenschaft auf.

Hebel kam also in eine aufstrebende Kulturstadt, an deren Wachstum er später intensiv beteiligt sein sollte. Jetzt aber

kamen erst einmal das Gymnasium (mit glänzendem Abschluss und lateinischer Rede am Ende) und das Studium in Erlangen. Das dauerte nur zwei Jahre – und offenbar war es mehr vom vergnüglichen Teil des Studentenlebens bestimmt: Er war in einer Verbindung, sogar mit Mensur, und trug den Spitznamen „Knaster“ wegen seiner stets ihn begleitenden Pfeife. Im Gedicht vom „Allzeit vergnügten Tabakraucher“ klingt das nach:

Im Frühling: 's Bäumli blüehet un 's Brünneli springt / Potztausig, loos, wie 's Vögeli singt! / Me het sy Freud un hohe Muet, / un 's Pffili, nai, wie schmeckt's so guet.

Im Sommer: Volli Ähri, wo me goht, / Bäum voll Öpfel. Wo me stoht, / un es isch e Hitz un Gluet! / Aineweg schmeckt's Pffili guet.

Im Herbst: Chönnt denn d'Welt no besser sii? / Mit sym Trüübel, mit sym Wii / stärkt der Herbst my lustig Bluet; / un my Pffili schmeckt so guet.

Im Winter: Winterszyt, schöni Zyt! / Schnee uf alle Berge lyt, / uf em Dach un uf em Huet. / Justement schmeckt's Pffili guet.

4. Erste Anstellungen

Das Examen fiel offenbar so schwach aus, dass die bisher für ihn eintretenden Gönner erst einmal keinen Finger mehr für ihn krumm machten. (die Belege für diese Zeit hat Hebel, so ist zu vermuten, aus der eigenen Personalakte entfernt, als er selber später Leiter der Personalabteilung in seiner Kirche wurde ...). Hebel wurde nicht ordiniert und bekam kei-

ne Anstellung. Für drei Jahre musste er bei einem Dorfpfarrer im Oberland (der auch noch Schlotterbeck hieß!) als Hauslehrer dienen. Der setzte immerhin Hebels Ordination durch, weil er ihn auch noch als Hilfsprediger einsetzen wollte. Erst 1983 wurde der junge Theologe auf eine Stelle nach Lörrach berufen: Als sogenannter „Präzeptoratsvikar“! Er bekam 112 Gulden, sowie eine gewisse Menge an Holz, Korn und Wein. Das Gehalt reichte bei weitem nicht zum Leben. Also musste er zusätzlich Nachhilfestunden geben, und sich im Übrigen so oft als möglich zum Mittagessen einladen lassen. Trotzdem hat Hebel die acht Jahre in Lörrach genossen und vor allem einen festen Freundeskreis um sich versammelt, mit dem er bis an sein Lebensende in Briefkontakt stand.

Gegen Ende seiner Lörracher Zeit lernte er auch die Frau kennen, die vielleicht seine Ehefrau hätte werden können, hätte er damals genug verdient, um eine Familie zu gründen. Die Pfarrerstochter Gustave Fecht war die Schwägerin seines Freunde Günttert und lebte bis an ihr Lebensende unverheiratet in dessen Familie. Es gibt eine Reihe wunderschöner witziger Briefe an sie, z. B. am 14.12.1791, als er eben einen Monat in Karlsruhe war:

Allerwerteste Jungfer Gustave, so nenn ich Sie jetzt – so viel ich mich erinnern kann, ist's das erste Mal wieder seit ich einst an einem Sonntag nachts in Herrn Prorektors Haus beim Blindmausspiel war und mit Schneebällen gerieben wurde und den andern Tag etwas hörte, was ich nie-

mand sagte.... Was ich aber eigentlich sagen wollte: Am Sonntag hab ich meine erste Predigt gehalten. Hören und Sehen verging mir, als ich mich so von einem Meer von Hauben und Frisuren umflutet sah.... Ich bin so stolz, dass die Karlsruher Kenner so ziemlich zufrieden waren und kaum die Hälfte Zuhörer, höchstens zwei oder drei mehr, einschliefen; so stolz, dass ich die Predigt in die ganze Welt schicken möchte!.

Bezeichnend für sein Verhältnis zu Gustave Fecht – und vielleicht überhaupt zu Frauen – ist vor allem der Brief vom November 1796, da war Hebel schon fünf Jahre fort von Lörrach:

Jetzt wünschte ich nur wieder eine Stunde bei Ihnen zu sein, nur alle Tag eine Stunde, vormittags eine und nachmittags eine, ausgenommen am Sonntag zwei, am Montag drei, am Dienstag vier, am Mittwoch fünf und am Donnerstag sechs oder gleich alle Tag zwölf. Mein Gemüt ist Ihnen nie näher, als wenn ich weit von Ihnen bin, und ich habe immer etwas mit Ihnen zu plaudern, bis ich einmal hinaufkomme, alsdann hab ich nichts...

An diesem Brief wird besonders deutlich, wie gespalten Hebel war: Durchaus dem weiblichen Geschlecht zugetan – aber doch im entscheidenden Augenblick schüchtern, um nicht zu sagen verklemmt.

5. Napoleon und die Folgen

Inzwischen war 1789 in Frankreich die Revolution ausgebrochen, und die kommenden 25 Jahre waren für Baden von den Kriegen mit Frankreich geprägt –

mal als Opfer, mal als Verbündete. Die Franzosen erklärten den Rhein als Grenze ihres Landes – und kassierten alle badischen Besitzungen jenseits des Grenzflusses, vor allem die Grafschaft Sponheim u. a. In den Friedensverhandlungen wurde allen geschädigten Staaten ein Ausgleich westlich des Rheines zugesagt: Das ging nur auf Kosten geistlicher Gebiete und kleinerer Herrschaften. Napoleon nahm diese Versprechungen ernst und löste gewaltsam alle geistlichen Fürstentümer und Klöster auf, die seit dem Mittelalter bestanden hatten: Vor allem die Bistümer Speyer, Straßburg und Konstanz verloren alle weltliche Macht: Ihr Landbesitz östlich des Rheines wurde an Baden, Württemberg und Hessen verteilt. Zu dieser Säkularisation kam die sogenannte Mediatisation, d. h. kleinere Fürstentümer, Ritterschaften und bisher freie Städte wurden unmittelbar dem größeren Gebiet einverleibt, also etwa Offenburg, Gengenbach, Überlingen und Pfullingen. Dazu kamen zu Baden das ganze Breisgau, das sogenannte Vorderösterreich und die kurpfälzischen Gebiete um Mannheim und Heidelberg. Der einmal winzig kleine Staat wurde nun ein Flächenstaat, in dem nicht nur 90.000 Menschen lebten, wie in der alten Markgrafschaft Baden-Durlach, sondern nahezu eine Million Bürger!

Der Landgewinn war allerdings teuer erkaufte: Die Fürsten, die sich so bereichern ließen (Baden, Württemberg, Bayern und Hessen), mussten sich im sogenannten Rheinbund ganz in die Abhängigkeit Napoleons begeben. Natürlich mussten sie

aus dem alten Reichsverband austreten – und das versetzte dem „Römischen Reich Deutscher Nation“ endgültig den Todesstoß. Sie waren verpflichtet, mit Soldaten auszuhelfen. Und so kämpften Badische Landeskinder jetzt gegen Österreich oder Preußen oder Russland. Und erst Ende 1813, kurz vor der endgültigen Niederlage Napoleons verließ Baden den Rheinbund und schlug sich auf die Seite der Deutschen, die unter der Leitung Preußens mit Napoleons Herrschaft ein Ende machten.

Eine weitere Folge des Gebietszuwachses war, dass jetzt in dem neuen Staat die verschiedensten althergebrachten Rechte nebeneinander Gültigkeit hatten, und die verschiedensten Gemengelagen von Religion entstanden. All das zusammenzubringen und neu zu ordnen, war eine Aufgabe, auf die nicht nur der Markgraf, inzwischen Kurfürst, bzw. Großherzog mit dem Titel „Königliche Hoheit“ großen Wert legte, auch Napoleon drängte mit aller Macht darauf, dass in seinem Herrschaftsbereich überall gleiches Recht und gleiches Maß galten. So achtete er darauf, dass der „Code Napoleon“ auch in Baden eingeführt wurde: Hebels Gönner, der Geheime Rat Brauer, machte sich diese Arbeit und hat mit dem so entstandenen „Badischen Landrecht“ eine Grundlage für die Rechtsordnung gelegt, die bis heute im Wesentlichen Bestand hat.

Außerdem wurden die Maße vereinheitlicht. Das weit verbreitete 12er-System wurde nach französischem Vorbild auf ein Zehner-System umgestellt. Das Me-

termaß und das Kilo wurden eingeführt u. a. und im ganzen Land verbindlich gemacht. Im „Rheinischen Hausfreund“ lässt Hebel seinen Freund in einer Wirtschaft die neuen Maße erklären:

Wer in der Welt leben will, der muss sich nach den Umständen richten und das gut heißen, was allgemeinen Nutzen bringt. Das neue Gewicht und Maß bringt allgemeinen Nutzen. Denn erstlich, so war's bisher in jeder Herrschaft, in jedem Städtlein anders, andre Ellen, andre Schoppen, andre Simri oder Sester, anderes Gewicht. Jetzt wird alles gleich von Überlingen oder Konstanz an, am großen See, bis nach Lörrach im Wiesenkreis und von da durch das ganze Land hinab bis nach Wertheim im Frankenland. Niemand kann mehr irreführt werden wie bisher, wenn er an einen fremden Ort kommt und fragt: „Wie teuer die Elle Tuch oder der Vierling Käs?“ Der Wirt sagt: „Soudo viel!“ Wenn er nun meint, hier sei der Käs wohlfeil und sagt: „Wisst ihr was, bringt mir lieber ein halbes Pfund!“, so bekommt er ein leichteres Gewicht, und der Käs ist teurer als daheim. Das geht in Zukunft nicht mehr an. Ja, es kann alsdann jeder Händler durch das ganze Land seine Elle und seinen Pfundstein selber mit sich führen; ist er in Überlingen probat, so ist er 's auch in Wertheim. Ja, man hat an einem fremden Ort gar nicht mehr nötig zu fragen: „Wem gehört dieses Dorf?“ sondern nur: „Was hat man hier für Maß und Gewicht?“ Sagt nun der Krämer oder der Wirt: „Badisches Maß und Gewicht“, so merkt man gleich, dass man noch im Badischen ist!, sagt er:

„Württembergisches!“, so ist man nimmer in Baden! –

Was die Religion angeht, so hatte Karl Friedrich jetzt nicht nur weitere Katholiken als Untertanen dazubekommen, sondern auch Reformierte aus der alten Pfalz. Und die Trennung der beiden protestantischen Konfessionen wurmte ihn tief. Brauer schrieb schon 1798 ein Buch, wie die beiden Glaubensweisen vereinigt werden könnten. Hebel selber – aus zweierlei Konfessionen hervorgegangen – legte natürlich auch Wert auf eine sinnvolle Vereinigung. Der alte Großherzog hat die Union nicht mehr erleben dürfen, er starb 1811. Aber Hebel hat 1821 maßgeblich an der Einigung mitgewirkt: als erster Prälat der Badischen Landeskirche. (Prälat, das hieß im Grunde Bischof – aber rechtlich war eben der Fürst des Landes auch Bischof der Kirche bis 1918, als das badische Haus auf den Thron verzichtete).

6. Der berühmte Dichter

Vorher aber entstanden noch die beiden großen Dichtungskomplexe, die Hebel berühmt gemacht haben: Um die Jahrhundertwende herum schrieb der vielbeschäftigte Herr Professor in tiefer Sehnsucht nach seinem Oberland an Rhein und Wiese seine „Alemannischen Gedichte“, die ein großer Erfolg wurden. Sogar Goethe hat sich in einer ausführlichen Rezension begeistert geäußert: Unter anderem heißt es da:

Das Local ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich

wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebot, um das, was ihm sein Talent ein gibt, auszuführen.

Hebel wurde berühmt. Und der Großherzog wollte ihn nun erst recht nicht mehr wieder aus Karlsruhe fortlassen. Als Beispiel aus den „Alemannischen Gedichten“ soll der Anfang eines desselben dienen:

Der Abendstern: „De bisch au wider zytli do / un lausch de Sunne waidli noo, / du liebe, schöne Obestern! / Was gilt's, du hättsch dy Schmützli gern! / Er tripplet ihre Spure noo / un cha si doch nit überchoo.

Vo alle Sterne, groß un chlai, / isch er der liebst, un er allai; / sy Brüederli, der Morgestern, / si het en nit ums halb so gern; / un wo si wandle us un ii, / se maint si, müeß er um si sii.

Früeih, wenn si hinterm Morgerot / wohl ob em Schwarzwald uufe goht, / si füehrt ihr Buebli an der Hand, / si zaigt em Berg un Strom un Land, / si sait: „Tue gmach, 's pressiert nit so! / Dy Gumpe wird der ball vergoh!“ –

Das zweite große Projekt ist Hebel zu gefallen, nachdem er in zwei Gutachten Vorschläge gemacht hatte, wie der jähr-

lich erscheinende Badische Landkalender erneuert werden könnte. Diesen Kalender musste jede Familie kaufen. Denn darin standen neben den vom Fürsten festgelegten Feiertagen auch die wichtigsten Erlasse und dazu allerlei zur Aufklärung der Bevölkerung Dienliches. Oft war es neben Bibel und Gesangbuch der einzige Lesestoff in den Häusern. Hebel schlug vor, neben den lehrreichen Texten auch ein paar Geschichten und Sensationen mit einzubauen, damit es eine wirklich populäre Lektüre werden könnte, mit der sich die Leute gerne beschäftigten. Von 1808–1815 und noch einmal 1819 musste er dann selber den Kalender herausgeben, der jetzt den Namen „Der Rheinländische Hausfreund“ bekam. Und er reicherte ihn neben wunderbaren Texten über historische, astronomische, biologische und landwirtschaftliche Themen vor allem mit den berühmten Geschichten an, die später im „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreunds“ gesammelt erschienen. Anekdoten und sensationelle Ereignisse, Mord- und Gaunergeschichten, moralgesättigte Stücke, an deren Ende oft das „Merke!“ steht, z. B. „Merke! Der Hausfreund denkt sich etwas dabei!“

Zu seinen Arbeitsprinzipien schreibt er im Neujahrsgruß auf das Jahr 1809: *Der Rheinländische Hausfreund geht fleißig am Rheinstrom auf und ab, schaut zu manchem Fenster hinein, man sieht ihn nicht; geht mit manchem braven Mann einen Sabbaterweg oder zwei, wie es trifft, und lässt nicht merken, dass er's ist. ... es wird mit Gottes Hilfe und unserem eigenen Fleiß etwas besser werden von Jahr*

zu Jahr, und hat schon diesmal nicht überall gefehlt, wo viel guter Wein gewachsen ist Anno eintausendachthundertundsieben, und ein schön Stück Geld daraus gelöst wurde. Der Rheinländische Hausfreund weiß auch davon zu sagen, und hat je ein Schöpplein gekauft oder so – zu Konstanz im „Adler“, zu Waldshut im „Rebstock“, zu Lörrach im „Goldenen Ochsen“ (hat nichts gekostet), zu Schopfheim im „Pflug“, zu Utzenfeld in der „Mühle“, zu Freiburg im „Schwert“, zu Offenburg in der „Fortuna“, zu Kehl im „Lamm“, zu Ulm bei Lichtenau im „Adler“, zu Rastatt im „Kreuz“, zu Durmersheim beim Herrn Schlick.

Der Kalender wurde ein großer Erfolg, und 1811 kam das „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreunds“ auf den Markt.

7. Napoleons Ende

Aber inzwischen tobte Napoleon durch Europa und drängte schließlich auch nach Russland hinein – immer zwangsweise auch mit badischen Soldaten, die der Großherzog (ab 1811 der Neffe Karl Friedrichs Karl) bereitstellen musste. Von den 7000 badischen Landeskindern, die nach Russland mitgezogen waren, kamen eben 140 zurück. In Hebels kleinen Geschichten spiegeln sich die Ereignisse wider. Und im Kalender hat er auch diese Zeitgeschichte getreulich weitergeschrieben. Zum Beispiel über den Brand von Moskau schreibt er:

... wie viele umgekommen sind, will der Hausfreund nicht zählen. Wer Moskau angezündet hat, hat viel zu verantworten. Ist

ein anderer Mensch als er Schuld daran, dass die siegereiche Armee des französischen Kaisers sich mitten im Winter in der fürchterlichsten Kälte aus Mangel an Aufenthalt und Lebensmitteln und mit namhaftem Verlust zurückziehen musste, zuerst aus Russland, hernach aus Polen, hernach aus Preußen, bis nach Deutschland, bis an die Elbe? Die Pferde kamen vor Mangel und Kälte um. Die Artillerie und das Gepäck musste zurückgelassen und den nachschwärmenden Kosaken preisgegeben werden. Viele tausend tapfere Krieger kamen um. Denn gegen den Winter ist mit Bajonett und Sturm marsch nicht viel auszurichten, und ein warmer Pelz und ein Kalbsschlegel leisten da ganz andere Dienste als eine Brust voll Heldenmut.

In den folgenden Jahren blieb es politisch in Karlsruhe relativ ruhig. Hebel aber bekam immer mehr Ämter aufgehast und stieg immer weiter auf in der kirchlichen Hierarchie, bis er 1818 zum Prälaten gemacht wurde und die Kirchen-Union betreiben musste. Zum Schluss nur noch ein paar Strophen aus den Alemannischen Gedichten, aus dem „Wegweiser“.

Wo isch der Weg zue Frid un Ehr, / der Weg zuem gueten Alter echt? / Grad fürs goht's in Mäßigkeit / mit stillem Sinn in Pflicht un Recht.

Un wenn de am e Chrützweg stohsch / un nümme waisch, wo's ane goht, / halt still un froog dy Gwisse zerst, / 's cha Dütsch gottlob, un folg sym Root.

*Wo mag der Weg zum Chilchhof sii? /
Was frogsch no lang? Gang, wo de witt! /
Zum stille Grab im küehle Grund / füehrt
jede Weg, un 's fehlt si nit.*

*Doch wandle du in Gottisfurcht! / I root der,
was i roote cha. / Sell Plätzli het e ghaim
Tür, / un 's sinn no Sache ehne dra.*

■ *Hans-Ulrich Carl, Baden-Baden*

Islam

In der Ausgabe 6/2011 erhielt Bekir Alboga, seit 2004 Referatsleiter für die interkulturelle Zusammenarbeit bei der Türkisch-Islamischen Union der Anstalt für Religion (DITIB) in Köln, Gelegenheit, unserer christlichen Leserschaft Aspekte des Islam zu vermitteln. Auf den Artikel „Der Islam und sein universelles Friedens- und Versöhnungskonzept“ reagiert Pfarrer i. R. Helmut Staudt.

Es ist schon sehr verwunderlich, dass Bekir Alboga, derzeit Sprecher des DITIB (die Türkisch-Islamischen Union, die Auslandsvertretung der türkischen Religionsbehörde Diyanet) auf 15 Seiten seine Versatzstücke unterschiedlichster Art zum Thema Friedensbereitschaft des Islam in unseren Vereinsblättern präsentieren darf und dabei mit pauschalen Vorwürfen an kirchliche und überhaupt an westliche Institutionen nicht spart. Es ist schier unglaublich, wie sehr er sich in die Rolle des verkannten und beleidigten Friedensapostels begibt und dennoch rund um Schläge austeilt.

Es mag stimmen, was die Schriftleitung im Vorwort schreibt, „dass wir in den Gemeinden noch recht am Anfang stehen, was die Begegnung mit Muslimen angeht.“ Doch zugleich bemühen sich zahllose Tageszeitungen seit Jahren um ein Verständnis für den Islam, erklären verständlich die Entstehung und mancherlei Eigenarten, vermitteln islamische Feiertage, bringen nicht wenige Länderberichte und achten mühsam darauf, dass nur

ja keine verzerrenden Stellungnahmen erscheinen. Überhaupt hat Literatur zum Thema Islam seit Jahren Konjunktur. Noch nie erschienen so viele Sachbücher zum Verstehen unserer türkischen oder arabischen Nachbarn. Und trotz aller Anfangsschwierigkeiten: vielerlei Seminare und Gesprächsgruppen in Kirchen haben um Verständnis und Verständigung geworben – ungeachtet des Terrorismus.

Doch Herr Alboga registriert solches nicht, für ihn ist in diesem seinem Artikel die ganze Publizistik seit 2001 nur „pervers, undifferenziert, unsachgemäß und falsch“ (S. 255). Da kanzelt er seine Gesprächspartner ab: die Interviews der höchsten Würdenträger beider Kirchen der letzten fünf bis zehn Jahre, die Zeitschriften, Handreichungen und Arbeitshilfen bezeichnet er kurzerhand für weitgehend „beleidigend und erniedrigend“. Hat er nicht gespürt, wie viel Geduld und Entgegenkommen er persönlich und die vielerlei islamischen Gemeinschaften in den letzten Jahren erfahren? Glaubt er nun mit solchen Halbwahrheiten das Zusammenleben zu befördern? Von Selbstbesinnung und Selbstkritik, wie man sie von Kirchen gerne fordert, ist in dem Artikel nichts zu erkennen. Auch nicht das Aufgreifen kirchlicher Initiativen, obwohl er solche zumindest aus seiner Mannheimer Zeit gut kennen dürfte.

Sehr fragwürdig ist auch, wenn er sich als Islamwissenschaftler vorstellt. Es ehrt ihn, wenn er an der Uni Heidelberg promovieren wollte. Meines Wissens liegt

aber bis heute keine anerkannte Arbeit von ihm vor – und dieser Artikel zeugt eher vom Gegenteil. Von Wissenschaftlern sind wir gewohnt, dass sie auch die Positionen der anderen Seite kennen und würdigen. Außer ein paar Namen oder vielmehr Klischees (M. Luther King, Mahatma Gandhi ...) ist nichts zu finden. Lieber hat sich Alboga, nachdem er in der Mannheimer Moschee den Umgang mit Behörden und Sponsoren gelernt hatte, nach Köln abgesetzt, um dort dem größten und finanziell stärksten Verband von türkischen Moschee-Gemeinden, dem DITIB vorzustehen und damit auch den Einsatz der ca. 600 türkischen Hodschas in Deutschland mitzulenken. Allein für alle islamischen Gruppen in Deutschland zu sprechen, hat er kein Recht.

Schlimm in diesem Artikel bleiben die Verallgemeinerungen: „Moscheen und Menschen mit dunkler Hautfarbe sowie Kopftuch tragende muslimische Frauen werden offen auf der Straße angegriffen“. Selbst wenn – wie der Hinweis auf eine Quelle wohl zeigen soll – es sich bei dem Vorwurf um die Erklärung eines Interkulturellen Rates handeln sollte – wir haben uns längst an die Frauen mit Kopftuch gewöhnt, sprechen mit ihnen und scherzen mit ihren Kindern. Zugegeben, sie sind nicht überall gleich willkommen, ja viele Bürger tun sich noch schwer – aber Angriffe? Man kann mit der Attacke von Dresden wahrlich nicht die Atmosphäre in Deutschland beschreiben. Hier sucht jemand die Übertreibung und schadet der ganzen Sache.

Natürlich könnte man argumentieren: es ist gut, mal die andere Seite in voller Länge und Schärfe zu hören. Aber es sind trotz oder vielmehr wegen der Fülle der Argumente die vielen Halbwahrheiten, die den Artikel diskreditieren. Dafür nur *ein* Beispiel: auf S. 260 wird aufwendig und langatmig über das Verhältnis Mohameds zu der jüdischen Gemeinde in Medina berichtet, jenem Zeitraum nach der Hedschra 622, als der bis dahin introvertierte Prophet sich zum bürgerlichen Schlichter und alsbald zum Feldherrn und Despoten verwandelte und schließlich zwei jüdische Stämme ausrotten ließ. Alboga weiß, dass jene Vorgänge der Friedensethik radikal widersprechen, aber er redet umständlich und ablenkend nur vom Vertrag und nicht vom Ausrasten des „Offenbarungsträgers“. So wird Wesentliches verschleiert. Wer über jene tragische Phase Genaueres wissen will, findet es in jedem Fachbuch, auch in dem vielfach aufgelegten EKD-Büchlein „Was jeder vom Islam wissen muß“ (in der 7. Auflage S. 27 f).

Übrigens, wenn es den Kollegen an Ideen für passende Geburtstags- oder Weihnachtsgeschenke gebrechen sollte, dieses Büchlein ist bestens als solches geeignet. Und es empfiehlt sich, dies später zusammen zu buchstabieren. An Teilnehmern wird es nicht fehlen.

Zurück zu dem irritierenden Leitartikel: Es sind diese Auslassungen und gewaltsamen Uminterpretationen des Djihad zur großen Friedensbewegung, die den Artikel unglaublich erscheinen lassen. Es

ist wohl richtig, dass Allah unzählige Male als der barmherzige Gott bezeichnet wird, aber hart daneben lesen wir die Stellen über seine Willkür „und er ist gut, zu wem er will, und er straft, wen er will.“ Es ist die Unberechenbarkeit eines solchen Gottes, die es Christen schwer macht, die Barmherzigkeit zu entdecken. (Dass die orientalischen Herrscher von Sultanen bis zu modernen Präsidenten genau dieses zwiespältige Gottesbild für ihren eigenen Regierungsstil adaptiert haben und mehr Willkür als Barmherzigkeit zeigen, erfahren wir bitter in diesen Wochen.)

Auch der berühmte Aufruf zum Töten der Ungläubigen (Sure 2,190 ff) hätte in einem angeblich wissenschaftlichen Beitrag kritische Berücksichtigung verdient. Denn diese Stelle ist ja wahrlich nicht die einzige dieser Art.

Es ist wohl auch wahr, dass nach Sure 5,5 die „Tisch- und Ehegemeinschaft mit Juden und Christen erlaubt ist“ (S. 261) – nur setzt der angeblich verbotene Zwang in Sachen Religion (Sure 2,256) dann doch knallhart bei den Kindern ein, damals wie heute. Und von dem Recht auf eigene Entscheidung (Religionsfreiheit) sind die meisten islamischen Gesellschaften weit weg. Solange Herr Alboga, zumal er ein öffentliches Amt bekleidet, solche Fakten nicht berücksichtigt, bleibt sein Friedensanliegen stümperhaft. Immerhin haben die gegenwärtigen arabischen und persischen Revolutionen gezeigt, dass das eigene Fühlen und Denken von einem brachialen Monotheismus doch nicht ganz unterdrückt werden kann.

Es gibt jedenfalls eine ganze Reihe echter Islamwissenschaftler, die diese lange und tief sitzende Schlagseite, auch die Lähmung des Islam beklagen und analysieren. Herr Alboga täte, wenn er denn neben seinen Moscheeprojekten noch wissenschaftlichen Ehrgeiz hat, gut daran, solche Veröffentlichungen genauer zu studieren, z. B. von Hamed Abdel Samad: „Der Untergang der islamischen Welt“, München 2010. Denn dieser Journalist, wie auch der in Frankreich lebende Abdelwahab Meddeb, nebst vielen anderen, diagnostizieren eine tief sitzende „Krankheit des Islam“, nämlich die Bazillen des Fundamentalismus, der sich krampfhaft auf die „turath“, auf die Tradition beruft und keine echte Erneuerung zulässt. Albogas Artikel steht in eben dieser Tradition der blinden Abwehr, leider. Wir wissen aber auch, dass Alboga ganz anders und sehr geschmeidig auftreten kann. Was hat ihn dazu veranlasst, jetzt dieses konservative Konstrukt dem Pfarrverein anzudienen?

Abdel Samad notiert zu solcher hartnäckigen Haltung, „dass die religiös motivierte Gewalt, die zunehmende Islamisierung des öffentlichen Raum und das krampfhafte Beharren auf der Sichtbarkeit der islamischen Symbole nervöse Reaktionen dieses Rückzugs“ (S. 17 f) sind. Zu dieser Geisteshaltung gehört auch der Kampf um die Großmoschee in Köln-Ehrenfeld, den Alboga vehement vorantreibt. Was bleibt unter solchen Voraussetzungen von dem großen Leitartikel?

Es sind nun in dem Artikel genau solche diffusen, antiwestlichen Ressentiments

gepaart mit einer Art von Fundamentalismus, hier als Friedensethik verkauft, die die Mängel bewirken. Und das ist keine gute Voraussetzung für ein Gespräch und ein Zusammenleben. Wir müssen uns vorstellen, dass auch die hunderte von Hodschas, die vom türkischen Staat bezahlt hier jahrelang wirken (ohne unsere Gesellschaft wirklich zu kennen), von solcher Abwehrhaltung gelenkt werden. Wie soll da eine Gesprächsbasis zustande kommen? Herr Alboga, der sehr gern und gut hier lebt, findet sich genau wie viele Fundamentalisten in einer Hassliebe zum Westen und genießt es dabei, wie Abdel Samad richtig schreibt „das Gefühl, dass wir Muslime Gefallen daran finden, vom Westen beleidigt zu werden“ (S. 92).

Und schließlich: was ist mit jener großen Dialoginitiative seitens des Islam (Oktober 2007, genau ein Jahr nach der Papstrede in Regensburg), jener Erklärung „A Common Word“, initiiert vom Prinz Ghazi in Amman, und unterzeichnet von 138 prominenten Moslems zwischen Jakarta und New York, ein Versuch, der mindestens zeitweise auf ein breites Echo im Vatikan und in vielen Kirchen der westlichen Welt gestoßen ist!? Alboga scheint diese Erklärung nicht zu kennen (wie auch schon unser früherer Ratsvorsitzender Bischof Huber feststellen musste) oder genauer: Er scheint sie nicht kennen zu wollen. Vermutlich ist ihm die Argumentation zu differenziert. Denn sie baut ausdrücklich auf dem doppelten Bekenntnis auf „Liebe den einen Gott und deinen Nächsten“ wie es im Koran und in

der Bibel zu finden ist. Diese breite Basis brauchen wir für ein offenes Gespräch, nicht einseitige Abhandlungen.

Schließlich ein kleiner Tipp, der vielleicht das Interesse am Islam in unseren Gemeinden befördern könnte (abgesehen von Gesprächskreisen, Vorträgen und Seminaren, wo aber nur die Motivierten kommen): Öfter mal in der Predigt eine Parallele aus dem Koran einfügen. Die Leute werden aufhorchen und neue Fragen stellen.

■ *Helmut Staudt, Gaiberg*

Rente mit 67 – und wie geht es nun weiter?

Die Diskussion um die Erhöhung des Rentenalters auf 67 Jahre dauert an. Pfarrer in Ruhe Erhard Schulz sieht darin, aber auch noch in anderen Tendenzen in der Landeskirche, eine Verletzung der Solidarität innerhalb der badischen Landeskirche. Er fordert auf, dass sich vor allem jüngere KollegInnen auch zu Wort melden.

Die letzte Frühjahrssynode hat die Eingabe, die Rente mit 67 auszusetzen, abgelehnt. Zahlreiche Vorschläge (Umstrukturierung in den Gemeinden u. a.) wurden unterbreitet, damit die bisherige Rente mit 65 finanzierbar bleibt. Auch wurde ein Solidarmodell vorgeschlagen, in dem einzusparende Personalkosten auf alle Gehälter und Pensionen umgelegt werden.

Das bedeutet: Die Badische Landeskirche beteiligt sich „an vorderster Front“ am dramatischen Sozialabbau unseres Landes, wie er mit Hartz IV und Agenda 2010 u. ä. eingeläutet wurde, einem Sozialabbau, in dem das Wort Reform bereits zum Unwort verkommen ist. Sie tut das ausdrücklich entgegen ihrem Auftrag, die sozialen Errungenschaften unserer Zeit, die schließlich Ergebnis der jüdisch-christlichen Tradition und damit unseres Glaubens sind, zu bewahren und im Bewusstsein zu halten, statt auszuhöhlen.

Damit wird das Rentenalter zur beliebigen Disposition gestellt, nur noch abhängig von wirtschaftlichen Faktoren. Dies

kommt auch einer beginnenden Aushöhlung des Sabbatgebotes gleich.

Solidarisch die Lasten einer Zukunft, die Einsparungen fordert, zu tragen, ist in der Kirche offensichtlich nicht gefragt. Die Chance einer Vorbildfunktion von Kirche, der Nachahmung wert in vielen anderen gesellschaftlichen Bereichen, wird vertan.

Noch viel weiter müsste der Gedanke Solidarität gedacht und umgesetzt werden.

Niemand wird bestreiten, dass Sondervergütungen für besondere kirchliche Ämter (vom Dekan bis in die höchsten kirchlichen Etagen einschließlich des Amtes des Landesbischofs) angemessen sind. Aber doch nur für die Zeit der Amtsausübung selber? Muss dieser Vergütungsbonus aber anhalten bis ans Lebensende?

Wenn einer fragt: Lässt sich Solidarität verordnen? Warum nicht? Wozu sind wir denn Kirche und wollen glaubwürdig bleiben? Zumal Pfarrerinnen und Pfarrer eines wenigstens nicht haben: Existenzsorgen. Was jetzt willkürlich und eingegrenzt auf bestimmte Jahrgänge verordnet wird, ist ungleich einschneidender.

Nochmals zur Rente mit 67: Ohne vorausgehenden Diskussions- und Meinungsbildungsprozess kam diese „Reform“ über uns, buchstäblich über Nacht, aus der Zeitung zu erfahren. Entscheidung nach Gutsherrenart. Mich macht diese Vorgehensweise zornig angesichts der Tatsache, dass ich Zeit meines Pfarrdienstes immer auf der maximalen Ober-

belastungsgrenze gearbeitet habe (Immer Doppel- bis Dreifach-Gemeinden). Ich muss es leider so deutlich sagen: Ich mahne den Anstand im Umgang mit kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern an.

Lange Zeit war ich entschlossen, wenn meine Eingabe an die Synode keinen Erfolg hat, meinen Beitrag am Solidarfond der Landeskirche für die Einstellung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu kündigen. Nur dank eines Gespräches mit unserem Synodalvertreter, der mich vom Gegenteil überzeugt hat, sehe ich davon ab.

Was mir in dem Zusammenhang besonders schwer aufstößt, ist die Tatsache, dass seit über 35 Dienstjahren noch nicht ein einziges persönliches Dankeswort oder Zeichen des Dankes seitens der Landeskirche gab für die Pfarrfrau, die wie in meinem Fall (und selbstverständlich in vielen anderen Fällen, auch jüngerer Kollegen) bewusst freiwillig auf eine eigene berufliche Karriere verzichtet hat und damit natürlich auch auf einen Doppelverdienst, um sich ganz in der Mitarbeit der Gemeinde einzubringen. (Das selbe gibt es sicher auch beim engagierten Pfarrmann). Selbst in Visitationsbescheiden (OKR Baschang war da die Ausnahme) muss ich diesen Dank vermissen. Unter diesem Aspekt bekommt die Rente mit 67 bzw. die zu erwartende Kürzung beim Ausscheiden mit 65 noch einen besonders delikaten bzw. faden Beigeschmack.

Ich hoffe, dass das nicht das letzte Wort in der Angelegenheit sein wird, sondern

endlich auch jüngere Kolleginnen und Kollegen hier nachhaken und sich das nicht gefallen lassen. Sonst haben wir diesbezüglich irgendwann Verhältnisse wie in unserer katholischen Geschwisterkirche. Und unserem missionarischen Profil tut das am wenigsten gut.

■ *Erhard Schulz, Sinsheim*

Zum Jahr der Taufe Erinnerung und Zwischenruf

Der theologische Referent der Europäischen Melanchthon-Akademie in Bretten, Pfr. Dr. Martin Schneider, appelliert für eine tiefergehende theologische Reflexion auf unsere Tauflehre und -praxis, um sowohl dem eigenen Bildungsauftrag gerecht zu werden als auch um das notwendige Gespräch innerhalb einer weitgefassten Ökumene zu befördern.

Im Rahmen der Reformationsdekade, die bis zum Jubiläumsjahr 2017 wichtige Persönlichkeiten aber auch Themen in den Vordergrund stellt, ist das Jahr 2011 dem Thema der Taufe gewidmet. EKD und Landeskirche haben dazu schon einiges an Material für die Gemeinden zur Verfügung gestellt.¹

Im Zusammenhang mit diesem Thema sollte aber nicht vergessen werden, dass in Verständnis und Praxis der Taufe innerhalb der Christenheit erhebliche Unterschiede bestehen und dies gilt insbesondere für Kirchen, die mit der Reformation verbunden sind. Die Reformation stellte vieles, was über Jahrhunderte die Christen verbunden hat, auf den Prüfstand. Mit der Entscheidung zur Beibehaltung der Kindertaufe ging es den Reformatoren nicht nur um die Bewahrung einer alten Tradition und damit um die Einheit der Kirche. Es ging ihnen zentral um das Verhältnis von Gnade und Glaube. Was Gott uns schenkt in der Taufe, das soll der Mensch im Glauben anneh-

men. Im Unterschied zu den führenden Repräsentanten der Reformation in Wittenberg, Straßburg und Zürich wie Luther, Melanchthon, Bucer und Zwingli stellten Laien, aber auch Theologen wie Andreas Bodenstein (Karlstadt) oder Balthasar Hubmaier unter Berufung auf Lehre und Praxis der Urkirche die Kindertaufe in Frage, und dies führte zu Verurteilung und blutiger Verfolgung im Namen auch der Reformatoren. Mit am schärfsten wandte sich Melanchthon gegen die Täufer, wobei bei ihm auch andere Aspekte täuferischer Theologie und Praxis eine Rolle spielten. Er sah im biblischen Fundamentalismus und ethischen Radikalismus der Täufer eine Haltung, die seinem Verständnis der Zuordnung von Kirche und Welt, Glaube und Vernunft grundsätzlich widersprach.

Jahrhunderte später wollten Vertreter des lutherischen Weltbundes (LWB) und der Mennoniten mit einem Akt der Versöhnung ein Zeichen setzen. *Heilung der Erinnerung*, so ist das Dokument zur Versöhnung von Lutheranern und Täufern überschrieben, das anlässlich des Weltkongresses des LWB in Stuttgart 2010 verabschiedet wurde. Die Vorarbeit zu dieser Erklärung leistete eine ausführliche historische Studie, an der auch der leider schon verstorbene Heidelberger Kirchenhistoriker Gottfried Seebaß entscheidend mitgearbeitet hat.² Man wollte mit dieser Studie Einblick in die unheilvollen Verstrickungen der Vergangenheit geben und zugleich nach dem Stand des Gesprächs heute fragen.

Nun gehört unsere Landeskirche als unierte Kirche zwar nicht zu den Mitgliedern des LWB, aber betroffen ist sie von dieser Fragestellung dennoch. Sie bekennt sich zum Augsburger Bekenntnis von 1530. Darin wird in Artikel 9 nicht nur die Kindertaufe verteidigt, sondern es werden auch die so genannten „Wiedertäufer“ verworfen, die lehren, dass die Kindertaufe nicht recht sei.“ Einige erinnern sich noch an den Taufstreit innerhalb unserer Kirche Ende der sechziger Jahre. Der Kieselbronner Pfarrer Weygand musste damals aus dem Dienst scheiden; er hatte unter Berufung auf Karl Barth die Praxis der Kindertaufe abgelehnt und ihren Vollzug als Sünde bezeichnet.³ Die anschließende Diskussion führte dann im Lauf der siebziger Jahre zur Ermöglichung des Taufaufschubs und der Kindersegnung. Inzwischen ist es zwar still geworden und Kindersegnungen sind offenbar selten. Aber die Frage und Aufgabe bleibt und nicht nur im Sinne eines Rückblicks sondern als Auftrag, das Gespräch mit all den Christen und Kirchen zu suchen, die heute Verständnis und Praxis der Säuglingstaufe in den Großkirchen in Frage stellen. Immerhin wurde in den Konvergenzerklärungen der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung und des Ökumenischen Rates der Kirche von 1982 als Auftrag formuliert:

„Um ihre Unterschiede zu überwinden, sollten Anhänger der Gläubigentaufe und diejenigen, die die Kindertaufe üben, bestimmte Aspekte ihrer Praxis neu überdenken. Erstere könnten sich darum be-

mühen, die Tatsache sichtbarer zum Ausdruck zu bringen, dass Kinder unter den Schutz der Gnade Gottes gestellt sind. Letztere müssten sich gegenüber der Praxis einer offensichtlich unterschiedslosen Taufe schützen und ihre Verantwortung ernster zu nehmen, getaufte Kinder zu einer bewussten Verpflichtung Christus gegenüber hinzuführen.“⁴

Im Sinne dieses Auftrags und dieser Verpflichtung sollte das Jahr der Taufe auch ein Anstoß sein, ernsthaft nach Wegen zu suchen, um einer oberflächlichen Taufpraxis zu wehren. Uns ist bewusst, wie gewaltig der Unterschied ist zwischen den Erwartungen und Vorstellungen der Taufeltern und der Lehre von der Taufe, wie sie in der Bibel und in der Lehrtradition aller christlichen Kirchen enthalten ist. Hier ist also nicht nur die Unterweisung der Kinder und Jugendlichen, sondern hier ist der umfassende Bildungsauftrag der Kirche auf allen Ebenen gefragt. Darüber hinaus sollte in den ökumenischen Arbeitskreisen und in der ACK und Evangelischen Allianz das Gespräch zu Theologie und Praxis der Taufe geführt werden. Ich sehe darin auch eine Chance, das ökumenische Gespräch insgesamt in Richtung auf die Freikirchen zu erweitern und damit aus der Beschränkung und Fixierung auf den Dialog der beiden Großkirchen herauszuführen.

■ *Martin Schneider, Bretten*

- 1 **Die Taufe – eine Orientierungshilfe zu Verständnis und Praxis der Taufe in der EKD**, vorgelegt vom Rat der EKD. Gütersloh 2008.

Taufe gestalten – eine Arbeitshilfe für Ältestenkreise im Jahr der Taufe 2011, hg. vom EOK Karlsruhe.

Taufe und Freiheit (Themenheft), hg. vom Kirchenamt der EKD.

- 2 **Heilung der Erinnerung – Versöhnung in Christus**, Bericht der internationalen lutherisch-mennonitischen Studienkommission, hg. vom Lutherischen Weltbund, Genf 2010.
- 3 Dokumente dazu in: **Geschichte der badischen evangelischen Kirche in Quellen**, h.g. vom Vorstand des Vereins für Kirchengeschichte, Karlsruhe 1996, S. 492–496.
- 4 **Taufe, Eucharistie und Amt**, Konvergenzerklärungen der Kommission für Glaube und Kirchenverfassung und des Ökumenischen Rates der Kirche (Lima-Erklärung), Paderborn 1982, S.15.

Angebote zum Geistlichen Leben 2012

Liebe Kolleginnen und Kollegen, die Entstehung des Zentrums für Kommunikation hat es möglich gemacht: Um Interessierte schnell und übersichtlich über Termine von Einkehrtagen, Fastenangeboten, Meditationskursen etc. zu informieren, hat die Fachstelle Geistliches Leben der Evangelischen Akademie Baden erstmals für das Jahr 2011 ein Programmheft zusammengestellt. Ich vermute jedoch, dass es in ihren Gemeinden und Einrichtungen noch mehr dementsprechende Angebote gibt. Die Anbietenden haben mit der Öffentlichkeitswirksamkeit des Heftes gute Erfahrungen gemacht. Für die Neuauflage zum kommenden Jahr können Sie ab sofort, spätestens jedoch bis Ende Oktober, Ihre Veranstaltungen im Bereich evangelischer Spiritualität zur kostenlosen Veröffentlichung in der Broschüre anmelden. Die entsprechende Formulare erhalten Sie bei:

Tatjana Deter, Telefon 07 21 - 91 75 352, tatjana.deter@ekiba.de.

Bei Frau Deter können auch noch Restexemplare des 2011-er Jahrgangs abgerufen werden.

■ *Wolfgang Max, Bretten*

Klausurtagung der Pfarrvertretung

Bei der Klausurtagung standen verschiedene Themen auf der Tagesordnung:

1. Im Blick auf die Wahlen im Herbst 2012 ging es um das Pfarrvertretungsgesetz. Hier gibt es einige Neuerungen:

Die Pfarrdiakone werden in Zukunft nicht mehr als eigene Wählergruppe unterschieden, sondern mit den Pfarrerinnen und Pfarrern in einer Gruppe gefasst. Dafür wird die Zahl der Religionslehrer auf zwei angehoben, was eher dem Zahlenverhältnis dieses Arbeitsbereichs in der Pfarrerschaft entspricht.

Bei der Wahlberechtigung sollen die Warteständler nicht mehr ausgeschlossen sein, für die Wählbarkeit ist allerdings ein Dienstauftrag Voraussetzung. Wahlberechtigt sind auch Personen in Eltern- oder Pflegezeit.

Neu geregelt wird eine teilweise Freistellung des/der Vorsitzenden, die in den Landeskirchen vergleichbarer Größe schon existiert. Gedacht ist an eine Freistellung bis zu 50 % eines Dienstauftrages.

Gesetzlich wird die beratende Teilnahme von Lehrvikarinnen und Lehrvikaren, die bisher praktiziert wird und von Seiten der Pfarrvertretung beibehalten wird, nicht geregelt.

Eine Regelung der Beteiligung eines noch zu bildenden Konventes Schwerbehinderter ist in Arbeit.

Die Beschlussfassung der Synode über das Gesetz steht noch aus.

2. Die Pfarrfrauenvertretung hat an die Synode einen Antrag auf Wiederrichtung der dritten Prälatur gestellt. Die Pfarrvertretung versteht diesen Wunsch gut. In vielen Fällen können Prälaten erst viel zu spät aktiv werden. Wir versprechen uns daher Entlastung auch von innerhalb der Pfarrerschaft praktikablen Einrichtungen wie kollegialer Beratung und eine Weiterentwicklung eines Netzes geistlicher Begleitung.

3. Wir sind uns nicht sicher, ob eine Bestimmung, die unmittelbare Auswirkungen auf Pfarrerinnen und Pfarrer hat, bei diesen auch angekommen ist. Es geht wieder einmal um die Versteuerung des Mietwertes, genauer der Schönheitsreparaturen. Die Service- und Verwaltungsämter sind angewiesen, die Schönheitsreparaturen der Pfarrwohnung auf eine eigene Haushaltsstelle zu buchen. Dazu ist aber nötig, dass sie aus den Rechnungen ersehen können, ob die ganze Schönheitsreparatur in der Pfarrwohnung stattfand oder ob z. B. Räume des Pfarrbüros mit betroffen waren; dann sind diese auf eine andere Haushaltsstelle zu buchen. Hört sich an wie Peanuts, kann aber in der Summe zu höheren Forderungen des Finanzamtes an sämtliche Pfarrerinnen und Pfarrer führen. Fazit: Schönheitsreparaturen in der Pfarrwohnung immer separat darstellen!

4. Eine Studiengruppe „Demografische Entwicklung“ hat sich konstituiert. Für uns vor allem interessant auf dem Hintergrund der Tatsache, dass die Jahrgänge 1956 bis 1965 fast 50 % der derzeit im Dienst befindlichen Pfarrerschaft ausmachen.

■ *Reinhard Sutter, Oberkirch*

Wer auf die eigene Studienzeit als eine Zeit zurückschaut, in der Studieren ohne Ablenkung möglich war, wird das Glück selbst dankbar nachvollziehen können, von dem Hannelore Halmen aus Rumänien schreibt. Sie konnte, unterstützt vom Förderverein Pfarrhaushilfe e. V., ein Studiensemester in Ludwigsburg verbringen.

Auslandssemester der Ehefrau eines Pfarrers in Siebenbürgen/Rumänien

Mein Name ist Hannelore Halmen. Geboren wurde ich 1961 in Kronstadt/Brasov, wo ich acht Jahre in die deutschsprachige Schule ging. Danach bewarb ich mich beim Pädagogischen Lyzeum in Hermannstadt/Sibiu und wurde Kindergärtnerin. Nach acht schönen Dienstjahren in Kronstadt, im Kindergarten meiner eigenen Kindheit, siedelte ich nach Hamruden/Homorod über. Zusammen mit meiner siebenwöchigen Tochter Johanna folgte ich damit meinem Mann, welcher dort eine Diasporapfarrstelle zugewiesen bekommen hatte. Vier Jahre nach der Geburt unserer zweiten Tochter Katharina und der Übersiedlung nach Schäßburg/Sighisoara nahm ich an einer Ausbildung zur evangelischen Religionslehrerin am Theologischen Institut in Hermannstadt teil. Obwohl diese Ausbildung letztendlich vom Staat nicht anerkannt wurde, habe ich mehr als ein Jahrzehnt als Hilfskraft evangelische Religion in der Grundschule unterrichtet, gleichzeitig aber auch an Lehrerfortbildungen teilgenommen. So reifte in mir der Entschluss,

das Lehrstudium aufzunehmen, um endlich einen aktuell anerkannten Abschluss zu erwerben. Unterstützt von meinen beiden Töchtern schrieb ich mich 2008 bei der Babes-Bolyai Universität Klausenburg/Cluj ein und studierte vier Semester berufsbegleitend. Das war sehr anstrengend und zeitaufwändig, weil ich vormittags unterrichtete und nachmittags fünf Stunden Zug fuhr, um meine Kurse besuchen zu können. Darum entschloss ich mich in Absprache mit meinem Mann und der Schulleitung, mich für ein Auslandssemester an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg zu bewerben. Zu dieser Institution hat unsere Universität partnerschaftliche Kontakte. Das Wintersemester 2010/2011 durfte ich dann wirklich dort verbringen. Ich durfte ausnahmsweise im Studentendorf wohnen, musste also nicht pendeln und konnte meine Kräfte ganz aufs Studium konzentrieren. Ich habe dazu auch ein intensives Schulpraktikum absolviert, Referate, Präsentationen, Hausarbeiten und Klausuren geschrieben. Dankbar konnte ich feststellen, dass ich in dem Hochschulbetrieb gut zurechtkam. Die Zeit in Ludwigsburg wurde zu meiner besten Studienzeit und gehört zu meiner aller schönsten Lebenszeit!

Dass es so sein durfte, hat der Förderverein badischer Pfarrfamilien durch eine finanzielle Hilfe maßgeblich beigetragen: ich musste in dieser Zeit nicht zusätzlich arbeiten, wie in den Semestern davor, sondern durfte LERNEN! Darum möchte ich mich ganz, ganz herzlich bei Ihnen bedanken!

Inzwischen bin ich wieder zu Hause, habe alle Prüfungen abgelegt, meine Lizenzarbeit verteidigt und vor vier Tagen auch meine staatliche Prüfung abgelegt, auf deren Bewertung ich nun warte. Ich hoffe sehr, dass sie gut ausfällt und ich an der Schule, wo ich bisher gearbeitet habe, fest angestellt werden kann (das wäre so ähnlich wie die Verbeamtung bei Ihnen).

Vielen herzlichen Dank für Ihre Studienunterstützung und herzliche Grüße,

■ *Hannelore Halmen,*
Schäßsburg/Rumänien

Besondere Regeln beim Besuch des Europaparlaments am Montag, 10. Oktober 2011

Anlässlich des 119. Tages der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer gemeinsam mit den KollegInnen aus Elsaß und Lothringen finden Vortrag und Referate am Montagmorgen im Europaparlament statt.

Hierzu ist es erforderlich, dass jeder Teilnehmer sich vorher bei uns angemeldet hat.

Es werden Besucher-Ausweise erstellt und ausgegeben. Ein einfaches „mal vorbeischaun“ endet dieses Mal vor den Toren des Europaparlaments.

Wegen der Einlasskontrollen ist der Treffpunkt vor dem Europaparlament um 8.30 Uhr.

Beginn der Veranstaltung ist um 9.00 Uhr. Der Fußweg vom Hotel zum Europaparlament beträgt knapp 20 Minuten.

Bitte vergessen Sie auch Ihren Personalausweis nicht.

Änderungen im Ablauf sind auch noch kurzfristig möglich.

Frank Crüsemann:

Das Alte Testament als Wahrheitsraum des Neuen

Die neue Sicht der christlichen Bibel

Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2011, 384 Seiten mit 6 farbigen Abbildungen, 29,95 Euro

Schon der Titel weckt Aufmerksamkeit; denn er deutet mit dem Begriff „Wahrheitsraum“ die Überwindung der alten Verhältnisbestimmung der beiden „Testamente“ als Verheißung und Erfüllung an. Dies ist für die theologische Neubesinnung auf das Verhältnis zu Juden und Judentum schon deshalb wichtig, weil neuen Erkenntnissen ohne eine überzeugende neue Begrifflichkeit kein Erfolg beschieden ist. Entsprechend diskutiert der Autor auch Vorschläge für die sachgerechte, neuen Einsichten entsprechende Bezeichnung beider Teile der christlichen Bibel.

Didaktisch geschickt wird der Problemhorizont mit einem Gemälde Albrecht Dürers aufgerissen, das den zwölfjährigen Jesus auf einem Thron als „Lehrer Israels“ und Erklärer der Schrift darstellt. Weitere Farbbilder zeigen auch andere Möglichkeiten, diese Szene zu verstehen und in jüdische Tradition einzuzeichnen. Gleich in diesem ersten Teil zeigt Crüsemann, dass nicht nur das Verhältnis zur Schrift, sondern zugleich auch zur Gottesfrage und zum Land Israel betroffen sind. Aufschlussreich ist auch die Skizzierung seines eigenen theologischen Werdegangs.

Im zweiten Teil stellt er die bisherigen Modelle einer Verhältnisbestimmung beider Bibelteile samt ihren Aporien dar. Dabei nennt er Marcion und (in einem großen historischen Sprung) die Deutschen Christen als Beispiele für eine „völlige Ablehnung des Alten Testaments“. Neben Emanuel Hirsch und Friedrich Schleiermacher führt er Rudolf Bultmann als Beispiele für ein Kontrast-Verständnis an, wobei er diesem mit Recht „eine theologisch ungleich reflektiertere Gestalt dieses Grundmodells“ bescheinigt, da er „die antisemitischen Voraussetzungen und Folgen“ nachdrücklich ablehnte. Die jüdische Bultmannrezeption übersieht dies oft. In einem Aufsatz von 1933 hatte Bultmann geäußert: Es sei „sinnlos, das Christentum festhalten zu wollen und das Alte Testament zu verwerfen.“ Man könne „sicher sein, dass das Christentum, das er festhalten will, kein Christentum mehr ist.“ Dennoch ging es ihm um die Frage, worin das Neue am Christentum bestehe; dieses Anliegen behandelt Crüsemann im Schlussteil des Buches. Eine völlig andere Verhältnisbestimmung erfolgt bei Martin Luther und anderen vor und nach ihm, die nach dem „Christuszeugnis“ im Alten Testament fragen, aber auch bei denen, die Crüsemann unter dem Stichwort „Relativierung und Selektion“ von Lessing über Wellhausen und Bonhoeffer bis Gerhard von Rad zusammenfasst.

Dieses Kapitel dient auch wie das folgende Kapitel „Wie viel Systematik erlaubt die Schrift?“ der Vergewisserung des eigenen Standpunkts der Leserschaft. Der

Methodik des gesamten Buches entsprechend bietet Crüsemann einen kritisch reflektierten Überblick über verschiedene Ansätze. Sein Augenmerk richtet er dabei sowohl auf die Versuche einer gesamtbiblischen theologischen Linie als erst recht auf die Einbeziehung der späteren kirchlichen Lehrentscheidungen.

Deutlicher sollte dabei auch das Problem einer einheitlichen alttestamentlichen Gesamt-Theologie angesprochen werden. Mit einem längeren Zitat aus „Dabru emet“ [hebr. „Redet Wahrheit“. Eine jüdische Stellungnahme zu Christen und Christentum, 2000, National Jewish Scholars Projekt, USA. Anm. d. Red.] eröffnet er das dritte Kapitel dieses Teils, in dem es um „die volle theologische Anerkennung des Judentums“ und das uneingeschränkte „Weiterbestehen des Bundes Gottes mit Israel und der bleibenden Erwählung des jüdischen Volkes“ geht. Sehr präzise wird dabei auch die theologische Problematik jeder Art von Judenmission beschrieben – allerdings muss man den Text genau lesen, um diese Perle zu entdecken.

Der dritte Teil macht die „jüdische Bibel als ‚Schrift‘ des Neuen Testaments“ und damit als „vorgegebene und gültige Autorität und Tradition“ bewusst. Was der Rezensent bereits 1960 – und damit viel zu früh – erkannte, beginnt sich heute durchzusetzen. Interessant sind die auf S. 94 formulierten Fragestellungen, die hier nicht ausführlich wiedergegeben werden können. Vielleicht sollte man nicht nur davon sprechen, dass, „was sich mit Jesus von Nazareth ereignet,“ allein von

der „Schrift her seine Geltung und Wertigkeit“ erhält, sondern zuallererst seine Deutung! Crüsemann stellt einige „Grundsatzaussagen“ bei Matthäus und Paulus zusammen, die „allen späteren christlichen Mustern mit dem Alten Testament umzugehen, widersprechen“ und untersucht ihre Bedeutung für die gesamte Fragestellung. Den Eingangssatz des Hebräerbriefs sieht er als Paradebeispiel für seine Missdeutung als „Kronzeugen für die Überlegenheit des Neuen Testaments über das Alte“. Allerdings scheint er mir diesen Brief hinsichtlich des Verhältnisses zum Alten Testament zu positiv zu bewerten. Anschließend befasst er sich mit unterschiedlich überzeugenden Argumenten mit torakritischen Aussagen des Neuen Testaments. Vielleicht sollte man sie einfach als Meinung bestimmter Richtungen innerhalb der frühen Christenheit verstehen und daher ihre dogmatische Relevanz geschichtlich relativieren. Schwierigkeiten bereiten ihm entsprechende Aussagen des Galaterbriefes. Vielleicht müsste stärker beachtet werden, dass sich Paulus hier nicht grundsätzlich zur Geltung der Tora äußert, sondern zu ihrer Geltung für Nichtjuden! (In dem Kapitel über die „Tora Israels im Zusammenleben von jüdischen und nichtjüdischen Menschen“ wird dies deutlicher).

Als Folgerung formuliert er: „Es gibt im Neuen Testament [...] keine christliche Wahrheit, die nicht – alttestamentlich gewonnen wäre.“ Über die Erörterung der griechischen oder hebräischen Bibel als „Schrift“ der frühen Christenheit (die er für nicht eindeutig lösbar hält) kommt er

schließlich zu der Frage: „Was ist das Neue im Neuen Testament?“. Für Crüsemanns Gründlichkeit spricht, dass er den einzelnen Stellen nachgeht, die im Neuen Testament dafür zu sprechen scheinen, dass das Neue das Alte ablöst. Bemerkenswert ist der Hinweis, dass es sich häufig um Zitate aus dem Alten Testament handelt. Beim Bildwort vom alten und neuen Wein hebt er mit Recht hervor, dass es darum gehe, Verluste zu vermeiden, nicht das Alte abzuwerten. Manches wirkt auch apologetisch, weil er um den Nachweis bemüht ist, die einschlägigen Stellen seien nicht abwertend gemeint. Wirkt hier die stillschweigende Voraussetzung nach, dass biblische Aussagen immer „richtig“ sein müssen, weil sie als dogmatische Grundlage des Glaubens gelten? Sein Hinweis auf das paulinische „noch nicht“ führt dabei theologisch wesentlich weiter. Anhand der Begrifflichkeit vom alten und neuen Bund fragt er, ob mit dem Festhalten an diesen biblischen Begriffen auch ihr Sinn transportiert wurde. Wie in der EKD-Studie geht er auf die innerbiblische Bedeutungsgeschichte des Bundesgedankens ein. Bezüglich des Hebräerbriefs tritt er dafür ein, dass er sich zur Bedeutung Jesu für Juden und Jüdinnen äußere und erst bei der Lektüre durch Heidenchristen Kirche und Judenheit einander gegenübergestellt werden. Sehr ausführlich setzt er sich mit 2. Kor 3 auseinander.

Sein Verständnis aufgrund der mehr oder weniger eindeutig zitierten alttestamentlichen Texte, muss sich allerdings die Frage gefallen lassen, ob mit den heidenchristlichen Adressaten des Briefes nicht

doch der Keim zu deren Enteignung gelegt ist. Zutreffend sind dagegen seine Ausführungen zum „Bund in meinem Blut“; sie sollten von allen, die im Konfirmandenunterricht junge Menschen auf das Abendmahl vorbereiten, zur Kenntnis genommen werden.

Was er über Kirche und Israel angesichts des Begriffs Volk Gottes schreibt, ist allen, die seit Jahren am christlich-jüdischen Gespräch beteiligt sind, längst bekannt, leider aber nur ihnen und sollte dringend von allen darüber hinaus beherrigt werden. Aus dem Kapitel über die Kirche als „Volk Gottes“ ist besonders wichtig: „Erst in der Spätzeit des Neuen Testaments werden zentrale Attribute uneingeschränkt und ungebremst auf die Kirche übertragen.“ Man sollte ergänzen: Für Paulus ist die Kirche „Leib Christi“, vermutlich weil er nur Israel als Gottesvolk kennt. Der vierte Teil behandelt den „Gott der jüdischen Bibel und die Messianität Jesu“ und geht dabei zunächst auf die Frage „Erfüllung oder Bestätigung der Schrift“ ein. Crüsemann geht davon aus, dass ein Verständnis von „Erfüllung“ als einem exklusiven Anspruch in einem „gegen die Juden gewendeten grundlegenden Verständnis der Schrift“ nicht dem Neuen Testament entspricht. Nach ausführlichen Wort- und Begriffsfeld-Untersuchungen kommt er zu dem Ergebnis: „Erfüllung heißt vollmächtige Inkraftsetzung der Schrift“, andernfalls werde suggeriert, „dass die im Zitat genannten Texte im Sinne prophetischer Ansagen verstanden werden“; man müsste sogar sagen: orakelhafter Ansagen.

Der im Titel des Buches zentrale Begriff „Wahrheitsraum“ muss selbstverständlich an zentralen Themen des Neuen Testaments bewahrt werden, so z. B. wenn „Auferstehung als Schriftauslegung“ bezeichnet wird. (Nicht nur) dieses Kapitel sei allen im Verkündigungsdienst und Religionsunterricht Tätigen dringend zur Lektüre empfohlen; denn hier geht es um ein theologisches Schlüsselthema. Allerdings sollte vielleicht noch stärker auf die Schrift als Deutungshorizont des Jesusgeschehens als auf die lukanische Missionstheorie abgehoben werden. Mit Recht stellt Crüsemann aber (im Unterschied zu vielen heute noch zu hörenden Predigten) bezüglich der Erscheinungserlebnisse der Jünger fest, „diese Erfahrung ist nur deshalb eine Erfahrung von der Auferstehung Jesu, weil sie genau umgekehrt das vorgängig bekannte Zeugnis der Schrift bestätigt.“ In gleicher Weise formuliert er im Blick auf die Emmausjünger, „das Vertrauen auf die Botschaft der Propheten ist der Glaube, um den es geht.“ – Lesen Sie selbst! – Auch die entsetzlichen Beispiele einer gegenläufigen Hermeneutik.

Interessant ist auch die Vorstellung des erhöhten Christus „als messianischer König an der Seite Gottes“. Auch für die Präexistenzchristologie wird der biblische „Wahrheitsraum“ aufgezeigt. Spannend ist die Frage, wie sich das neutestamentliche „Jetzt“ in diesen Wahrheitsraum fügt. Die Antwort lautet im Anschluss an Röm 16,25-27: darin komme „etwas ans Licht, eben das Evangelium an die Völker, das vorher durch ewige Zei-

ten hindurch als Geheimnis verschwiegen worden war.“ Ob dies nachpaulinisch sein muss, müsste angesichts derselben Hermeneutik, die sich in Qumran, aber auch in 1. Kor 10,11 und Röm 15,4 (von Crüsemann zitiert) nachweisen lässt, nochmals überprüft werden.

Überhaupt: Ich habe dieses Buch in einem Zug mit Begeisterung gelesen; aber fast möchte ich sagen: Es geht einem wie mit der Bibel, man muss es immer und immer wieder lesen und damit arbeiten. Oder wie es der im Talmud in den Sprüchen der Väter zitierte Ben-Bag Bag im Blick auf die Tora ausdrückt: „Wende sie hin, wende sie her, denn Alles ist in ihr; schaue in sie hinein und werde grau und alt in ihr, und von ihr weiche nicht; denn es gibt kein besseres Maß als diese.“

Eine Hilfe dazu bietet auch das Bibelstellenregister am Ende des Buches.

■ *Hans Maaß, Karlsruhe*

Dr. Manfred Moser

* 12.2.1943 † 30.5.2011

Pfarrer Dr. Manfred Moser war lange Jahre Dozent am Petersstift in Heidelberg und für viele badische Kolleginnen und Kollegen ein wichtiger Seelsorge-Lehrer. Im folgenden lesen Sie die Traueransprache, gehalten am 6. Juni 2011 auf dem Bergfriedhof in Heidelberg.

Traueransprache

Schriftlesung Röm 1,16 f

16 Denn ich schäme mich des Evangeliums nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die selig macht alle, die daran glauben, die Juden zuerst und ebenso die Griechen.

17 Denn darin wird offenbart die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, welche kommt aus Glauben in Glauben; wie geschrieben steht: „Der Gerechte wird aus Glauben leben.“

Liebe Frau Moser, liebe Trauernde, „unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir.“ Mit diesem Satz des großen Kirchenlehrers Augustin bezeichnete Manfred Moser, Ihr lieber Ehemann, Ihr Kollege und Freund in der letzten Zeit in einem unserer Gespräche seine Situation. Und da war er, nach allem, was ich erkennen konnte und kann, ganz bei sich selbst. In gewisser Weise gefangen zwischen Tod und Leben. Hoffend auf Gott und bangend um seine Gegenwart und seinen Schutz. Hadernd mit der eigenen Verstrickung ins Sünden umfangene Leben dieser Welt und zugleich aufgehoben in der Gnade

Gottes. In diesem Bewusstsein und in diesem Glauben ist sein Leben nun am 30. Mai zu Ende gegangen; anlässlich des Urlaubs in Baiersbronn ist er in Freudenstadt verstorben.

Dieses Streiten mit Gott um den Glauben und seine tiefe Verwurzelung in ihm war Manfreds Thema, das er nach außen auch kommuniziert hat. Sein zweites großes Thema aber, das war die Liebe zu Ihnen und die Sorge um Sie, liebe Frau Moser. Da hat er sich Gedanken gemacht und gewusst, mit welchem Schatz er in seinem Leben gesegnet war. Sie haben noch einmal am Freitag im Vorgespräch sehr eindrücklich davon erzählt.

Manfred Moser wusste seit langem, dass er aufs Sterben zuing. Er wusste, dass die Krankheit, die ihn seit 1997 plagte und verfolgte, dass diese Krankheit letztlich stärker sein würde, und es hat ihn beschäftigt bis ins Letzte. Wie sollte es auch anders sein?! Ich bin sicher, das können wir alle, die wir heute hier auf dem Bergfriedhof in Heidelberg zusammen kommen, nachvollziehen.

Dabei stelle ich ganz in der Tradition seines Konfirmationsspruches fest: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn es ist eine Kraft Gott, die selig macht alle, die daran glauben.“

Ihr Lieben, das Evangelium Gottes ist wohl das einzige, das uns hält, wenn wir mit dem Tod im Leben so sehr konfrontiert sind. Und es ist zugleich die Kraft Gottes, die wir so bitter nötig haben, dass wir uns nach ihr ausstrecken, uns nach

ihr sehnen und mit einem großen Antrieb uns auf ihre Fährte machen, weil sie uns immer wieder entfleuchen will und wir eben nicht so einfach über sie verfügen.

Das geht uns heute so an dem Tag, an dem wir von Ihrem lieben Manfred Abschied nehmen. Das ging ihm aber auch so in den letzten, von der Krankheit so sehr gezeichneten Monaten seines Lebens, in denen wir so einen deutlichen und – das kann ich hier unumwunden sagen – auch für mich guten Kontakt bekamen. Wir haben miteinander an mancher Stelle gesucht und gerungen mit dem Gott unseres Lebens. Brüder im Glauben. Wie das war, das wissen alle, die mit Manfred Moser in der letzten Zeit zu tun hatten. Davon will ich nicht erzählen, will lieber sagen, wie er das Leben geschätzt, ja geliebt hat, wie er auch mit Menschen gerungen hat und wie sehr er der Liebe selbst verbunden war, der Liebe zu Ihnen, liebe Frau Moser, wie auch der Liebe zu den Menschen. Das ist ihm Verpflichtung für das Leben gewesen. Da wurden ihm die Arbeit und die Ausbildung der Studenten und Vikare wichtig in Heidelberg, in Erlangen an der Seite seines hochverehrten Lehrers Manfred Seitz, später wieder in Heidelberg am Petersstift. Da ist er aufgegangen darin, manchmal bis an die Grenzen der Belastbarkeit. Manchmal auch darüber hinaus.

Was ich Ihnen heute aber über seinem Grab auch erzählen will, ist die Art und Weise, wie dieses Ringen um die Ruhe und die Eindeutigkeit Gottes Kennzeichen unseres Lebens und Sterbens ist.

Nicht umsonst schreibt der Apostel Paulus schon im Römerbrief diesen Satz von der Liebe zum Evangelium und von der geschenkten Kraft Gottes, die im Glauben daran zu finden ist.

Paulus rechnet damit, wie wir es eben auch erleben, dass mir die Botschaft Gottes aus den Händen gleitet, dass ich eben nichts mehr spüre von seiner Anwesenheit im Leben und ich somit also ein verlassenes und verlorenes Kind bin. Die Sprünge unserer Seele sind gewaltig, Ihr Lieben. Weswegen wir ja die Vorbilder und Gefährten im Glauben brauchen. Menschen als Botschafter Gottes in der Gemeinschaft der Gläubigen. Ein großes Unterfangen.

Paulus war so einer, der das konnte, der, ohne zu zögern, Gottes Klarheit und Liebe weitergab, der etwas wusste von den Schattenseiten des Lebens, von seinen Bedrohungen und seiner Lieblosigkeit, von der Gefangenschaft in der Sünde, der zugleich aber daran festhielt, wie sehr Gott in all dem waltet und seine Macht aufrecht erhält und dabei für unsere Ruhe und also für unsere Seligkeit sorgt. Es war das Fundament des Glaubens, das ihn immer wieder auf den lieben Heiland und Erlöser, auf den Herrn Jesus Christus blicken ließ.

Das war Manfred Moser ein wichtiges und immer größeres Anliegen. Es war für ihn die Botschaft vom Kreuz und vom leeren Grab. Evangelium. Kraft Gottes.

Nichts anderes, Ihr Lieben, haben wir ja auch in dieser Stunde zu verkünden und

festzuhalten. Der gegenwärtige Gott im Leiden, der Überwinder des Todes. Das ist nichts, wofür wir uns schämen, sondern das ist die Quelle unseres Lebens, gerade auch im Widerstreit und Hader, wenn wir es denn nicht alleine tun müssen, sondern eingebettet sind in den Zusammenhang der Liebe Gottes, der sich in unserer Gemeinschaft des Lebens, in unserer Gemeinschaft der Trauer auf tut. So kann ich nicht umhin festzustellen, dass Manfred Mosers Leben im positiven Sinne ein exemplarisches Leben für einen Christenmenschen war in seiner Klarheit und Eindeutigkeit für die Sache Gottes, aber zugleich mit einer großen Unruhe und eben in den Zeiten der Not auch hadernd, streitend. So sind wir, Ihr Lieben, die wir uns auf Gott verlassen und uns in ihm gründen.

In gewisser Weise war eben auch Manfred Moser ein Botschafter Gottes, wie wir alle dazu gerufen sind, solche zu sein. Das geht nur mit Lebenserfahrung, da bin ich sicher. Die hatte er ja auch gemacht, kommend aus dem Pfarrhaus in Lünen als – neben dem sechs Jahre älteren Klaus – zweiter Sohn der Eheleute Carl und Minchen Moser. Die hatte er gemacht beruflich, aber gerade eben auch in der tiefen Verbindung zu Ihnen, liebe Frau Moser. Ihre Gemeinsamkeit und Liebe, Ihre Gemeinschaft hat so manches getragen, seit dem 13. Februar 1970. So haben Sie mir das am Freitag gesagt: „Er hat versucht, die Liebe zu leben!“ Und haben dann etwas verschmitzt angefügt: „Durchaus nicht ohne Erfolg!“

So war das und so ist das: Die Liebe zu Ihnen und die Liebe zu Gott.

Nun also betten wir Manfred Moser zur Ruhe unseres Gottes. Wir tun das in Liebe und in Dankbarkeit und im festen Vertrauen darauf, dass er Manfred bewahrt, bis wir uns wiedersehen in seinem Reich und seiner Herrlichkeit. Wir tun das heute in Gemeinschaft, und ich erinnere gerne an dieser Stelle noch an die Losung seines Todestages. Sie steht in den Psalmen, im 115., im 13. Vers und heißt: „Er segnet, die den Herrn fürchten, die Großen und die Kleinen“.

In der Ruhe und der Seligkeit stehend, bewahrt, umfassen mit diesem Segen aber loben wir Gott in Manfreds Sinn für seine Taten und seine Liebe zu uns. Amen.

■ *Maximilian Heßlein, Heidelberg*

Johannes Daniel Schurr

* 16.2.1932 † 30.8.2010

Dieser Nachruf zum Tode von Johannes Daniel Schurr erreichte uns erst jetzt. Wir kommen der Bitte einer Veröffentlichung gerne nach.

Nachruf

Johannes Daniel Schurr wurde in Budisawa im früheren Jugoslawien geboren. Als Bauernsohn wuchs er heran in echter lutherischer Prägung, die sein Leben bis zum Schluss bestimmte. Die Familie Schurr musste durch den Krieg bedingt die Heimat verlassen. In Engelmansreuth in Bayern wurde Johannes Schurr konfirmiert. Bad Rappenau war eine weitere Station in seinem Leben. Mannheim aber wurde lange Zeit zu seiner Heimat. Hier heiratete er 1964 Annegret Schleicher. Pfarrer Kühn traute die beiden in Neckarau. Seit 1971 wirkte Johannes Schurr auf dem Pfingstberg. In Verbundenheit mit seinem katholischen Amtsbruder Rappenecker baute er auf dem Pfingstberg an der Gemeinde Jesu Christi. Große Unterstützung fand er durch seine Frau, die Pfarrfrau war mit Leib und Seele. Das Pfarrhaus war der Mittelpunkt der Gemeinde.

1997 zog die Familie Schurr nach Ketsch. Johannes Daniel Schurr starb im Diakonissenkrankenhaus in Mannheim, dem Krankenhaus, dem er noch lange nach seiner Pensionierung verbunden war. Auf dem Friedhof in Ketsch versammelte sich die Trauergemeinde um seine Angehörigen. Aus Mannheim-Pfingstberg war der

derzeitige Pfarrer Hansjörg Jörger mit etlichen Gemeindegliedern gekommen.

Schwerpunkte in der Trauerfeier für Johannes Daniel Schurr standen Luthers Auslegung des Glaubensbekenntnisses, die Bachkantate 147 „Wohl mir, dass ich Jesum hab“, dazu die Frage 1 des Heidelberger Katechismus: Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?

■ Reinhard Kunkel, Ketsch

Günther Schnurr 1934 – 2011

In der Ausgabe 6/2011 konnten Sie die Traueransprache für den im April verstorbenen Heidelberger Professor Dr. Günther Schnurr lesen. Heute folgt eine Würdigung durch seinen Heidelberger Kollegen, Professor Gerhard Rau, die Ende des Jahres im ‚Jahresheft der Theologischen Fakultät‘ Heidelberg erscheinen wird.

Vor über fünfzig Jahren bin ich dem Mit-Badener Günther Schnurr zum ersten Mal begegnet, und zwar im Petersstift. Er arbeitete damals – noch vor dem Zweiten Examen – nach einer Famulatur bei Edmund Schlink bereits an seiner Doktorarbeit, die 1964 unter dem Titel „Skeptizismus als theologisches Problem“ veröffentlicht wurde. Schlink holte ihn dann, nach wenigen Jahren Kirchenpraxis in Gemeindevikariat und Religionsunterricht, als Assistenten ans Ökumenische Institut, wo sich Schnurr habilitierte mit der – nicht als Buch veröffentlichten – Analyse „Elementare Perspektiven des Redens von Gott und Geschichte“. Ab 1970 wirkte er als apl. Professor, später als Universitätsprofessor im Fach Dogmatik an unserer Fakultät.

Trotz großer menschlicher Nähe zwischen uns beiden Badenern über die Jahre hin empfinde ich im Rückblick ein tiefes Bedauern: Warum habe ich mit Günther Schnurr nicht fachlich mehr korrespondiert? Er hatte ein besonderes Charisma, das kollegial viel zu wenig zum Zuge

kam. Er war nämlich in diesen Jahrzehnten einer der wenigen, die den Glauben an Christus fast einseitig denkerisch zu verantworten suchten. Schnurr stand im strengen Sinne für das Ethos einer konsequenten Denkverantwortung des Glaubens, und das im Stile alteuropäischer Philosophie.

Wer sich die Mühe macht, drei relativ leicht zugängliche Texte von ihm wahrzunehmen, wird verstehen, was ich meine: in der Ringvorlesung der Theologischen Fakultät „Frieden in der Schöpfung“ (1986) analysierte er die Naturentfremdung neuzeitlicher Philosophie und Theologie, in den Texten der Theologischen Realenzyklopädie zu „Furcht“ und „Krise“ setzte er fort, was er in seiner Dissertation „Skeptizismus als theologisches Problem“ begonnen hatte.

In zahlreichen weiteren Beiträgen, zum Teil in französischer Sprache (die er als Rastatter Gymnasiast in der Französischen Besatzungszone eingehender zu erlernen gezwungen war), hat er – auch als Mitglied der Académie internationale des sciences religieuses – eine bestimmte Funktion der Dogmatik, nämlich die einer betont denkerischen Verantwortung des Glaubens, apologetisch wie polemisch, zu seinem Thema gemacht, und zwar in je neu wahrgenommenen anthropologischen Konstellationen.

Seine intime Kenntnis zeitgenössischer und historischer Philosophie, und das mit einer ausgezeichneten altsprachlichen Kompetenz, hat ihn eher zu einer Korres-

pondenz mit katholischer und orthodoxer Theologie hingeführt als zur westeuropäisch empirischen oder analytischen Theologie. Das zeigte auch sein anhaltendes Interesse und seine Mitarbeit am Südosteuropaseminar von F. Heyer. Er setzte damit konsequent fort, was im programmatischen Aufsatz von Edmund Schlink „Die Struktur der dogmatischen Aussage als ökumenisches Problem“ (1961) entfaltet wird. Dort wird der „anthropologische Aspekt der Dogmatik“, und d. h. fachorientiert auch deren philosophische Dimension, reklamiert, und genau hier sind Günther Schnurrs dogmatisch-theologische Beiträge zu platzieren mit ihrer intimen Kenntnis und einem stringenten Nachvollzug alter wie neuer Philosophie.

Es sei daran erinnert, dass noch in den 50er und frühen 60er Jahren des 20. Jahrhunderts die Philosophie-Prüfungen im Kirchlichen Examen von Edmund Schlink und Peter Brunner abgenommen worden sind. Der von seinem Lehrer Schlink hochgeschätzte Schüler Schnurr hat diese Tradition indirekt weitergepflegt. Um so mehr ärgerte es ihn, dass er bei den Grabenkämpfen zwischen einer rechten und linken Fakultätsfraktion noch bis in die 80er Jahre hinein als konservativer Rechter wahrgenommen wurde, wenn er seine theologischen Beiträge gegenüber einer philosophischen Tradition zu verantworten suchte.

Zu diesem Missverständnis hat natürlich er selbst nicht wenig beigetragen, und zwar durch seine bekannte Schweigsam-

keit in mündlichen Debatten. Gleichwohl war seine Anwesenheit in solchen Diskussionen dringend nötig, weil er zunächst auch im Schweigen eine wahrnehmbare Mitverantwortung übernahm, im entscheidenden Moment konnte er allerdings durch eine nicht zu überhörende Missfallensbekundung seine Teilnahme an der Diskussion bedeutsam machen.

Nicht nur ich, auch andere Kollegen haben das so wahrgenommen.

Nicht zuletzt hat seine jahrelange Bereitschaft, sich die „blaue Schürze des Prüfungsdekans“ umbinden zu lassen, ihn in die Fakultät eingebunden. Die Kombination einer Strenge im Denken zusammen mit der Güte im Umgang mit Prüfungskandidaten hat vielen Prüflingen über diese biographisch nicht unproblematische Lebenssituation hinweggeholfen. Auch in der Traueransprache seines Gemeindepfarrers Hirsch kam diese auffällige Sorgfalt im Umgang mit anderen zur Sprache.

In einem Zusammensein nach der Beerdigung berichtete Gerd Schmolle von dem Freundeskreis, zu dem Günther Schnurr jahrelang gehört hatte. In den 70er Jahren, in der Zeit eines religionspädagogischen Aufbruchs, fanden sich zur Schulbuchrevision drei Schlink-Schüler zusammen: Dieter Walther, Henning Schröer und eben Günther Schnurr sowie Gerd Schmolle, Dieter Haas und Hans Rave. Schmolle schilderte mit einem gewissen Vergnügen die jeweils besondere Rolle der einzelnen in diesem Kreis. Schnurr war nicht der Organisator, nicht der schnelle

Formulierer, nicht der strategische Kirchenpraktiker, auch nicht der Kommunikator bei Vermittlungsbedarf – alle diese Funktionen schienen feinsäuberlich getrennt und bereits verteilt gewesen zu sein, er war eben der Denker, dessen Textentwürfe, in einem extremen Nominalstil verfasst und mit Partizipialkonstruktionen angereichert, jeweils nach einer zusätzlichen sprachlichen Transformation durch andere zu gemeinsamen Grundlagentexten wurden.

„Sirup trinkt man in der Regel ja auch nicht pur, sondern verdünnt ihn zuvor“: Günther Schnurrs essenz-artig formulierte Texte enthalten in der Regel soviel Substanz, dass daraus unschwer jeweils ein Buch zu verfertigen wäre.

Die Selbstanforderung an eine gehaltvolle Theologie in denkerischer Verantwortung steigerte sich aber zum Ende des Lebens hin derart, dass sie auch die eigene Seele bedrückte, manchmal mehr, als es dem Körper gut tat. So hat Günther Schnurr eine denkerisch verantwortete Theologie auch existentiell bis zum Schluss ausgelebt.

In Dankbarkeit denkt die Fakultät zurück an ihn, der es in seinen Arbeiten vermieden hat, eine falsche Identifikation von Gebet, Doxologie, Bekenntnis und Lehre (s. der erwähnte Aufsatz Schlinks) zu einer Art von „totalitärer Identitätstheologie“ zu verschmelzen, vielmehr hat er stets in lutherischer Frömmigkeitstradition den Trost des Glaubens dem Angefochtenen zugesprochen. Schnurr hat nämlich nirgends die von ihm aufgezeigten Brüche

in der menschlichen Existenz fromm verkleistert, vielmehr hat er Mut gemacht, diese wahrzunehmen und anzunehmen.

■ *Gerhard Rau, Heidelberg*

**Hier wäre Platz für einen Beitrag
aus Ihrer Feder!**

Gebete, Lyrik, Aphorismen, Glaubens- und
Alltagsgeschichten, die Sie einer breiteren
Öffentlichkeit bekannt machen wollen.

Wir freuen uns auf Ihre Zuschriften.

Schriftleitung: Andrea Knauber und Dr. Jochen Kunath

Dr. Jochen Kunath, Markgrafenstr. 18 b, 79115 Freiburg. Tel.: 07 61/4 59 69-0, Fax: 07 61/4 59 69-69
Andrea Knauber, Im Brüchle 11, 76646 Bruchsal. Tel.: 0 72 57/90 30 70, Fax: 0 72 57/92 43 30

Textbeiträge senden Sie bitte an: schriftleitung@pfarrverein-baden.de

Herausgeber: Vorstand des Evangelischen Pfarrvereins in Baden e. V., Vorsitzender: Pfarrer Matthias Schärr;
Geschäftsstelle: Postfach 2226, 76010 Karlsruhe, Tel.: 07 21/84 88 63, Fax: 07 21/84 43 36
Sitz: Reinhold-Frank-Straße 35, 76133 Karlsruhe, www.pfarrverein-baden.de, E-Mail: info@pfarrverein-baden.de

Grafik und Versand: Perfect Page, Kaiserstraße 88, 76133 Karlsruhe

Gestaltung: Denise Mia Musazzi, Perfect Page; Titelzitat: Philipp Melanchthon, Loci communes 1521, 3, 85
mit Bezug auf Markus 16,15; Titelbild: Phoenixpix, fotolia.com (Wegweiser); Marc Lopez (Kirche); Composing:
Christine Kozsir, Perfect Page

Auflage: 2 110 auf chlorfreiem Papier

Herstellung: Druckerei Woge, Ettlinger Straße 30, 76307 Karlsbad-Langensteinbach
